



Lol. g.
495^w

Leo

<36626594640013

<36626594640013



Bayer. Staatsbibliothek

Studien und Skizzen
zu einer
Naturlehre des Staates.

Von
Dr. Heinrich Leo.



„— Ut apum examina non fingendorum favorum caussa congregantur, sed quum congregabilia natura sint, fingunt favos: sic homines, ac multo etiam magis, natura congregati, adhibent agendi congregandique sollertiam.”
Cicero.

Erste Abtheilung.

Halle,
Eduard Anton.

1833.

197 - 149

Studien und Skizzen

1841

Manuscript

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die folgende Beschreibung ist aus dem
Handschriftlichen Verzeichnisse entnommen,
welches im Jahre 1841 von dem
Herrn Dr. J. G. Schlegel, Director
der k. b. Bibliothek, veröffentlicht
wurde.

Verzeichniss

1841

Verzeichniss

1841

V o r w o r t.

Landschaftsmalern erwachsen auf ihren Wanderungen, indem sie das Interessante (entweder zu wirklichen vorhabenden Arbeiten in Beziehung stehende, oder auch nur im Allgemeinen die Handhabung und Auffassung ihrer Kunst fördernde) mit der Bleifeder, oder auf irgend eine andere Art graphisch festzuhalten suchen, der Natur der Sache nach Sammlungen von Studien und Skizzen, die ihre Bestrebungen weit umfassender characterisiren, als ihre ausgeführteren Werke, zumal wenn diese letzteren in ihrer Bestimmtheit mehr durch äussere Veranlassungen hervorgerufen, als in freier Gemächlichkeit erwachsen sind.

Ich habe mich in ähnlicher Lage befunden; und die Folge ist gewesen, dass auch mir auf meinen historischen Wanderungen eine Sammlung von Studien und Skizzen erwachsen ist: unausgeführte, bei ihrer ersten Entstehung vereinzelte Blätter.

Einiges von dem so Entstandenen hat gelegentlich einen Platz in kleineren Aufsätzen und Recensionen gefunden, die mit und ohne meine Namensunterschrift gedruckt worden sind; doch fehlte viel, dass es da allemal bestimmt so, wie es in mir geboren war, zu Tage gekommen wäre, wovon theils die Beziehung zu vorübergehenden Stimmungen, die auf die Form der Verwendung wirkten, theils die meiner Sache fremdartigeren Bedingungen, welche Herausgeber von Zeitschriften ihrer Sache wegen zu berücksichtigen hatten, die Schuld trugen.

Gegenwärtiges Büchlein ist nun ein Versuch, eine grössere Zahl dergleichen vereinzelte, zum Theil sehr wenig ausgeführte und in dieser Gestalt zeither nur zum Behuf mündlicher Vorträge benutzte Blätter, wie sie sich unter einem gewissen Gesichtspuncte vereinigen und zu einem grösseren Ganzen ordnen lassen, mitzutheilen. Der günstige Leser suche nichts Vollständiges dem Umfang, nichts Abgerundetes der Form nach! *Non est enim, ut in arce poni possit quasi illa Minerva Phidiae.* — Der ungünstige? — nun, dem ergebe ich mich auf Gnade und Ungnade; denn ich habe das Bewusstsein, dass so Vieles in Folgendem gesagt, wenigstens auf

eine Weise ausgesprochen ist, wodurch Anlass zum Anstoss gegeben werden kann, wenn der Leser nicht Liebe genug mitbringt, in meinen Sinn eingehen zu wollen, — so viel, dass alle Cautelen eines Vorworts nichts helfen könnten.

Nur in Einem Punkte kann ich mich nicht überwinden, jede Bevorwortung im Einzelnen zu unterdrücken. Ich habe in folgenden Blättern den Israelitischen Staat öfters eine Ideokratie genannt, und ihn so nach einer Seite hin in Eine Kategorie gebracht mit einer mannichfaltigen Reihe anderer grossentheils höchst widerwärtiger Erscheinungen, namentlich mit Robespierre's Staat. Das ist etwa, wie wenn man Gott und Teufel auch in dieselbe Kategorie bringt, weil Beide Geister sind. Ich muss also hier ausdrücklich erläuternd bitten, jene Aeusserungen über den Israelitischen Staat nicht in demselben, allerdings in manchen Punkten dem Rationalismus sehr zuneigenden Sinne zu nehmen, in welchem ich früher Aehnliches in meinen Vorlesungen über die Geschichte des Jüdischen Staates ausgesprochen habe. Auch das, was in Beziehung auf die Ideokratie im Allgemeinen gesagt ist, dass sie nämlich vis-à-vis eines wirklich hohl gewordenen Staatswesens einen angeblich vernünftigen Staat durchzu-

führen suche, passt nur halb auf den Israelitischen Staat, wie er kurz vor und nach dem Exil ausgebaut wurde; denn dieser Ausbau hatte dies Eigene, dass er, gleich der Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert, im Gegensatz eines Zustandes des Verfalles alte Grundlagen des verfallenen Zustandes, also etwas Concretlebendiges und wahrhaft Vernünftiges, von welchem sich überdies keine andere letzte Quelle als eine göttliche Offenbarung nachweisen liess, auffrischte und weiter ausführte. Der Mosaische Staat dieser späteren Zeiten ist eine Ideokratie, aber ganz besonderer Art; von der also auch nur gewisse Seiten eine Parallele mit anderen unter dieser Rubrik erwähnten Staaten bieten. In Beziehung überhaupt auf die Gesinnung, in welcher ich mich früher über den Mosaischen Staat ausgesprochen habe, muss ich hier wie mehrfach bemerken, dass ich jetzt der festen historischen Ueberzeugung lebe, dass, wo die Menschen irgend darauf völlig verzichtet haben, göttliche Schemata in ihren weltlichen Verhältnissen zu verwirklichen, diese letzteren allemal in Schmutz und Koth ausgegangen sind. Mir steht bei dieser Ueberzeugung die jüdische Theokratie im Ganzen ebenso politisch verehrungswürdig da, als ich sie, bevor ich diese

Ueberzeugung gewonnen hatte, als etwas politisch Widerwärtiges zu behandeln suchte.

Die Aufgabe, welche mit diesen Studien und Skizzen nur erst im losesten Entwurf angedeutet ist, ist mir so sehr am Herzen gelegen, dass ich deren gelehrte und nach allen Seiten fest begründete Ausführung mir zu einer der wichtigsten Obliegenheiten späteren Lebens machen werde, sobald unmittelbar dringendere Arbeiten mit Gottes Hülfe beseitigt sind; und auch dies ist ein Grund mit für mich gewesen, schon in dieser losen, ungelehrten Gestalt damit hervorzutreten, — wie man den Riss eines Hauses, ehe man sich an den Bau selbst wagt, der Beurtheilung eines grösseren Kreises hingiebt. Man giebt darum den Hausbau nicht auf, wenn der Entwurf gerechten Tadel erfährt; — aber man ändert den Riss. Umzeichnen ist leichter als Umbauen.

Halle, den 19. März 1833.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Erstes Kapitel. Begriff und Inhalt der Wissenschaft der Naturlehre oder Physiologie des Staates.

- §. 1. Der Staat.
- §. 2. Die Naturlehre des Staates.
- §. 3. Der mechanische Staat.
- §. 4. Der Gegensatz des mechanischen und organischen Staates.
- §. 5. Der Gegensatz des systematischen und des unsystematischen Staates.
- §. 6. Der systematische Staat.
- §. 7. Die Elementarrichtungen des Staates.
- §. 8. Die Elemente politischen Lebens.
- §. 9. Die Elementarstaaten.

a) Organische Elemente:

a) Die Familie und der Stamm in Verbindung mit beweglichem Eigenthum. — Nomadenstaaten patriarchalischer Einrichtung, z. B. der altjüdische.

β) Die Familie und der Stamm in Verbindung mit unbeweglichem Eigenthum. — Ackerbauerstaaten patriarchalischer Einrichtung, z. B. der altgermanische, altkeltische.

b) Mechanische Elemente:

a) Die geistige Gewalt, das Zittern vor geistigem Unglück, oder die Furcht vor Verlust der zeitlichen Ehre und ewigen Seligkeit, als Basis des Staates. Hierarchien, z. B. der Staat von Meroë.

β) Die geistigen Güter, die reine Intelligenz, das abstracte Denken als Basis des Staates. Ideokratie, z. B. Robespierre's Staat.

γ) Die sinnliche Gewalt, das siegende Heer als Basis des Staates. Militärherrschaften, z. B. das römische Imperatorenreich.

δ) Die sinnlichen Güter, das Geld als Basis des Staates. Banquiersherrschaft, z. B. die ältere mediceische Herrschaft in Florenz.

§. 10. Die gebrochenen Elementarstaaten. Kampf verschiedener Fundamentelemente.

§. 11. Organische, systematische Staaten, als Resultat dieser Kämpfe.

* * *

Patriarchalische Staaten.

Staaten basirt auf geistige Gewalt oder die Wirkung geistiger Güter.

Staaten basirt auf sinnl. Gewalt oder die Wirkung sinnlicher Güter.

Organisch aus dem Kampfe geistiger und sinnlicher Bildungsrichtungen erwachsene Staaten.

* * *

Zweites Kapitel. Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft der Physiologie des Staates.

§. 1. Quellen.

a) Die Wissenschaft von der Natur der Entwicklung menschlichen Geistes überhaupt: die Phänomenologie.

b) Die Wissenschaft der in bestimmter Weise wirklich stattgehabten Entwicklung des Geistes in politischer Hinsicht: die Universalgeschichte.

§. 2. Hülfsmittel.

a) Hülfskenntnisse.

α) Die Staatswissenschaft und insbesondere die Kenntniss von der Wirkung der verschiedenen Besitzgegenstände auf gesellschaftliche Verhältnisse: die Staatswirthschaftslehre.

β) Die Kenntniss eben dieser gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren bestimmten, vorhanden gewesenen oder noch vorhandenen Gestalten: die Rechtswissenschaften.

b) Litteratur der Physiologie des Staates.

- I. Aristoteles.
- II. de' Machiavelli.
- III. de Montesquieu.
- IV. von Haller.

E r s t e r T h e i l .

Von den Elementen des Staates.

Erstes Kapitel. Der Mensch.

§. 1. Die Familie.

- α) Entstehung des Verhältnisses. Ehe und Dienst.
- β) Bestand des Verhältnisses. Die Blutrache.
- γ) Uebertragung desselben. Erbrecht und Erstgeburt.

§. 2. Die Ehe.

- | | | |
|------------------|---|---|
| Natürliche Ehe. | { | α) als Dienstverhältniss durch Kauf der Frau; patriarchalische Ehe; z. B. im Orient, im alten Deutschland.
β) als Unterstützungsverhältniss mit Mitgift; bürgerliche Ehe; z. B. in Athen, in Italien. |
| Sittliche Ehe. | { | γ) als rein politisches Verhältniss durch den Staat; staatsbürgerl. Ehe; z. B. in Sparta, im Lehensstaat.
δ) als rein objectives Verhältniss um Gotteswillen; religiöse Ehe. |
| Unsittliche Ehe. | { | ϵ) als rein subjectives Verhältniss durch die Liebe; sentimentale Ehe.
ζ) als unvollständiges Verhältniss; verschiedene Arten des Concubinats. |

§. 3. Die Blutrache.

- α) in ihrer Beziehung zur Sittlichkeit als Ehrensache.
- β) in ihrer Beziehung zum Familienbestand und Erbrecht.

§. 4. Der Stammesälteste.

- α) als blosses Familienhaupt in Folge des weiter ausgebildeten Rechtes der Erstgeburt.
- β) als Vorstand eines unbeweglichen Stammbesitzthums. Klanverfassung.

§. 5. Die Dienstbarkeit in der Familie.

- α) in Folge mit einem Makel behafteter Geburt.
- β) in Folge gegenseitigen Bedürfnisses und eines darauf sich gründenden Vertrags.
- γ) in Folge eines Kaufs.

Zweites Kapitel. Das Grundeigenthum.

§. 1. Ererbtes oder erworbenes. An den Boden geknüpfte historische Erinnerungen.

§. 2. Als einzige Grundlage des Nahrungsstandes.

- α) Entstehung geschlossener Gemeinden. Markgenossenschaften.
- β) Entstehung der Hörigkeit in mannichfachen Abstufungen. Bäuerliche Verhältnisse.
- γ) Entstehung von Burgherrschaften. Geschlechter.

§. 3. Dessen Mobilisirung.

§. 4. Der Grundadel und Bauernstand.

- α) im patriarchalischen Staat.
- β) im Priesterstaat.
- γ) in der Ideokratie.
- δ) im Militärstaat.
- ε) im Handelsstaat.

Drittes Kapitel. Das Geld.

§. 1. Das Geld als Repräsentant aller sinnlichen Güter.

§. 2. Das Geld als Lösemittel der durch beschränkten Landbesitz geschlossenen Gemeinden. Wirkungen des Handels auf gesellschaftliche Verhältnisse.

§. 3. Das Geld in seiner Feindlichkeit gegen historische Erinnerungen.

§. 4. Der Geldadel und die Gewerbe.

- α) im Priesterstaat.
- β) in der Ideokratie.
- γ) im Militärstaat.
- δ) im Handelsstaat.

Viertes Kapitel. Der Sieg.

§. 1. Die sinnliche Gewalt in Beziehung auf politische Verhältnisse sind siegreiche Waffen.

§. 2. Die Kriegsgefangenschaft Quelle der Sklaverei.

§. 3. Das Unterliegen im Kriege Quelle politischer Unterordnung.

§. 4. Vom Recht der Eroberung. Legitimität und Gewalt.

§. 5. Von der verschiedenartigen Unterordnung des Kriegsheeres unter den Führer und der Besiegten unter den Sieger.

α) das Heer des nomadischen Staates und sein Sieg.

β) das Heer der Markgenossen (Heerbann) und sein Sieg.

γ) das Heer der Burgherren (Rittergefolge) und sein Sieg.

δ) das Heer der Priesterstaaten (Kriegerkaste) und sein Sieg.

ε) das Heer der Ideokratie (Conscription und Insurrection) und sein Sieg.

ζ) das Heer der Militärstaaten (fremde Söldner) und sein Sieg.

η) das Heer der Geldstaaten (Söldnerhaufen überhaupt) und sein Sieg.

Fünftes Kapitel. Die Furcht.

§. 1. Die Furcht vor geistigem Unglück.

§. 2. Das zukünftige Dasein als Widerlage der Gegenwart.

§. 3. Bedingung geistiger Furcht unabänderlich stätige Verhältnisse. Bestimmtheit im Innern. Kasten.

§. 4. Nothwendigkeit der Abgeschlossenheit nach aussen; religiöse Sitten.

Sechstes Kapitel. Die Ansicht.

§. 1. Character der Ideokratie. Fanatismus.

§. 2. Ursprung der Ideokratie.



E i n l e i t u n g .

Erstes Kapitel.

Begriff und Inhalt der Wissenschaft der Naturlehre
des Staates.

§. 1. Wie in der Sprache eines Volkes Regel, Der Staat. Zusammenhang, Verständniss und Nothwendigkeit ist, wie sie eine einzige geistige Masse ist, die niemand für das Volk erfunden hat, sondern die unmittelbar mit dem Volke gegeben ist: so sind alle Lebensregungen des Volkes ebenfalls nur Ausflüsse und Darstellungen dieses Einen und eingebornen Volksgeistes, und auch die öffentlichen Verhältnisse, d. h. die gesellschaftlichen Beziehungen, der Staat (um hier einmal das Wort in ausgedehnterem Sinne zu gebrauchen), haben bei jedem Volke Regel, Zusammenhang, Verständniss und innere Nothwendigkeit, — und ihr Bau ist um so ungetrübter, ihre Regel um so ungestörter, der Staat ist um so reiner ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs¹⁾, je weniger noch, sich frei ihm gegenüberstellende, Reflexion sich seiner bemächtigt hat, je naturwüchsiger noch seine Entwicklung gewesen ist.

¹⁾ Es ist eine Erscheinung, welche der eigenthümlichen Barbarei und verstandeshochmüthigen Unwissenheit des letztverflossenen Jahrhunderts angehört, den Staat darzustellen als etwas, was auch

nicht da sein könnte, als etwas, was der Mensch aus freier Willkühr begründete. Der Staat ist unmittelbar mit dem Menschen gegeben *); und wäre nur Eine Familie auf der Welt, so bildete sie einen Staat, denn dann würde sie nicht mehr, wie jetzt die Familie, ein untergeordnetes Glied sein, sondern der Staat existirte dann in der Form des Familienlebens, und alle höchste Attribute der Staatsgewalt fielen in den Kreis der Familie herein. Eine Regel, eine in irgend einer Hinsicht vorhandene Schranke des Subjects, sei es auch nur ein durch

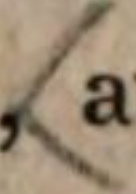
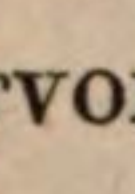
*) Es ist wunderbar, wie die Menschen oft die klarsten Dinge nicht finden können, oder sie finden und unbenutzt lassen, um sich dann ohne alle Noth im Trüben zu verirren. Der Satz, dass der Staat früher sei, als seine Glieder, dass der Staat keine Erfindung der Menschen, sondern eine Manifestation Gottes sei, scheint noch jetzt vielen barok; und doch hat ihn schon Montesquieu so klar und schön hingestellt; aber freilich! selbst nicht weiter benutzt. Vgl. Der Geist der Gesetze. Aus dem Franz. des Herrn v. Montesquieu übersetzt von Hauswald. 1r Bd. S. 3. „Die verständigen Wesen haben Gesetze, die sie selbst gemacht haben: sie haben deren aber auch andere, die sie nicht gemacht haben. Verständige Wesen existirten bereits in der Möglichkeit, ehe sie noch in der Wirklichkeit existirten. Sie hatten demnach mögliche Verhältnisse und folglich mögliche Gesetze. Mögliche Verhältnisse von Gerechtigkeit gab es, ehe es noch positive Gesetze über Recht und Unrecht gab; und wollte man behaupten, dass es kein anderes Recht und Unrecht gebe, als was die positiven (Montesquieu versteht darunter die gemachten) Gesetze dafür anerkannt haben, so müsste man auch zugeben, dass, bevor der erste Zirkel gezogen ward, noch nicht alle Radii einander gleich gewesen wären.“ (Dabei citirt der Uebersetzer Cicero's schöne Stelle (de leg. II. 4.) — „non tum denique incipit lex esse, cum scripta est, sed tum, cum orta est. Orta autem simul est cum mente divina.“) Nach solchen Aeusserungen spricht Montesquieu noch von einem Zustand der Menschen vor Errichtung der Gesellschaft. Diese Erfindung des Staates und Errichtung der Gesellschaft hat, wenn ich davon reden hörte, immer den Eindruck auf mich gemacht, wie Sancho Pansa's Lob der Erfindung des Schlafes.

die auf irgend einem Punkte wirklich vorhandene grössere Kraft festgestelltes allgemeines Verhältniss, muss da sein, sobald Menschen sind, und alles gesellschaftliche Leben der Menschen fängt mit dem Staate an.

§. 2. Die Betrachtung der verschiedenen natürlichen und geistigen Elemente und Momente des Staatslebens, wie sie gewissermassen ein System von Gefässen bilden und beschäftigen, in denen der Geist der Völker gefasst ist, und sich bewegt, wie das Blut in den Adern, giebt einer eigenen Wissenschaft¹⁾ das Dasein, welche man die Naturlehre des Staates nennen kann.

Die Naturlehre
des Staates.

¹⁾ Jede Arbeit über die Wissenschaft der Politik enthält nothwendig auch Andeutungen und Ergänzungen zu dieser Wissenschaft der Naturlehre des Staates, doch unterscheidet sich die Politik insofern davon, als sie die Bedingungen des Staates mit dem reinen Gedanken zu fassen sucht, die Naturlehre des Staates aber dem factischen Leben in demselben mit dem Auge des Beobachters nachgeht.

§. 3. Wenn auch der ursprüngliche, unbewusste Staat, wenn auch die natürlich erwachsenen Verhältnisse menschlicher Gesellschaften diesen Character an sich tragen,  aus der geistigen Innigkeit eines Volkes hervorgegangen zu sein;  so treten doch nach dem Freierwerden der Reflexion vielfach Zustände ein, (theils in Folge krankhafter oder einseitiger Fortbildung, theils in Folge der Nothwendigkeit gegen aussen zu entwickelnder Energie, theils in Folge des Unterliegens eines Volkes unter fremdartige Sieger), wo die Menschen dazu gezwungen sind, Regeln für gesellschaftliche Verhältnisse ohne Rücksicht auf Hergebrachtes aufzustellen¹⁾, und diese mit äusseren Mitteln zu den allein geltenden, zum Staate, zu machen²⁾.

Der mechanische Staat.

X

* 1) Auch in diesem Falle aber wäre der in Täuschung befangen, welcher glaubte, der Erdenkende könne mit absoluter Willkühr verfahren; die Willkühr findet auch dann zwei unübersteigliche Schranken, die beschränkte Natur der Individuen, für welche Verhältnisse gelten sollen, und sodann die Natur des Staates. Eine Sprache, welche die Tempus- und Modusverhältnisse nicht an den Zeitwörtern, sondern an den Beiwörtern ausdrücken wollte, oder welche gar nichts dem Aehnlichen konnte wie ein Zeitwort, wäre Unsinn, der in einer Art wahnsinnigen Zustandes versucht, aber nie angewendet werden könnte. So giebt es auch Unsinn in Beziehung auf die Einrichtung des Staates, nur mit dem Unterschiede, dass man wirklich öfter versucht hat, Staatsunsinn ins Leben zu stellen, (z. B. die s. g. Theilung der Gewalten), als Sprachunsinn.

2) Das Verhältniss der Individuen, welche einen solchen Staat bilden, ist eben dies, innerlich nicht an einander durch den Staat geknüpft, sondern blos äusserlich, blos mechanisch verbunden zu sein. — Zu Anfang menschlicher Dinge hat ein solcher gemachter Staat nicht existiren können; denn um ihn nur machen zu können, hätte schon ein anderer natürlicher Staat vorhanden gewesen sein müssen.

Der Gegensatz
des mechani-
schen u. orga-
nischen Staates.

§. 4. Nennen wir im Gegensatz dieser mechanischen Staaten die, aus dem unmittelbaren Leben der in einem unabhängigen gesellschaftlichen Verband sich befindenden Individualitäten herausgebildeten, nicht weiter vermittelten Zustände organische, so ergibt sich Folgendes als der Unterschied des organischen und mechanischen Staates¹⁾: Die Regel des Lebens des organischen Staates geht aus dem Gesamtleben seiner Glieder natürlich hervor; die Regel des Lebens des mechani-

schen Staates wird durch ein einzelnes, entweder von Natur mächtigeres oder von den natürlich mächtigeren Staatsgliedern als wichtiger anerkanntes Interesse gegeben, und alle Gliederung fügt sich durch äusseren Zwang diesem Interesse.

¹⁾ Es ist von der äussersten Wichtigkeit, diesen Unterschied des Vorwaltens organischen oder mechanischen Characters in einem Staatsleben durch die ganze Geschichte hindurch festzuhalten, denn je nachdem das Eine oder das Andere der Fall ist, leistet dieselbe Volksnatur ganz Anderes.

§. 5. Nach einer anderen Seite unterscheiden sich die Staaten in systematische und unsystematische, und auch dieser Unterschied ist für die Betrachtung öffentlicher Verhältnisse von der höchsten Wichtigkeit. Unsystematische Staaten sind solche, die entweder noch zu keiner Arbeits- und Ständetheilung gekommen sind, wie z. B. die Nomadenstaaten, oder wo Eine Richtung so vorherrscht, dass alle anderen Richtungen des Lebens von ihr politisch unmündig gemacht werden, wie es grösstentheils in Militärherrschaften der Fall war; oder solche, wo zwar eine Arbeits- und Ständetheilung schon statt findet, wo aber jeder Stand sich als ein ganz abgesondertes Ganzes für sich fühlt, keine innigere Verbindung mit den anderen Ständen hat, und in den Puncten, wo Collisionen und Berührungen statt finden, durch eine höchste geistliche oder weltliche Gewalt diese Berührungen vermitteln lässt. Solche Staaten sind unsystematisch zu nennen, weil in ihnen entweder nicht mehr als Eine Richtung, also kein System menschlicher Thätigkeiten zu finden ist, oder die verschiedenen Thätigkeiten in kastenartiger Isolirung nur äusserlich eine Gesamtordnung haben.

Der Gegensatz
des systemati-
schen u. unsy-
stematischen
Staates.

Der systemati-
sche Staat.

§. 6. Die diesem entgegengesetzte Weise des politischen Lebens findet da statt, wo das Leben entwickelt genug ist, um verschiedenen Richtungen Raum zu gewähren, und wo die Nation nach diesen Richtungen sich zwar in Stände theilt, aber nicht in Kasten zerfällt; wo alle Stände und Stämme ein lebendiges Ganzes, ein organisch zusammengehörendes System von Verhältnissen bilden, in unmittelbarer Wechselbeziehung stehen und ihre Einheit nicht erst in einer äusserlich aufgestellten obersten Gewalt finden.

Die Elementar-
richtungen des
Staates.

§. 7. Nicht alle Richtungen sind fähig Principe politischer Gestaltungen zu werden, indem einige von der Art sind, dass sie nicht allgemeine Beziehungen genug zu dem menschlichen Leben und seinen Bedürfnissen enthalten, um diesem als umfassende Form dienen, um für einen selbstständigen Kreis das Verbindungsmittel abgeben zu können. Der Besitz einzelner bestimmter, nur einem ebenso einzelnen bestimmten Gebrauch oder Genuss dienender sinnlicher Gegenstände wird weder den Bestrebungen der Menschen noch der Stellung derselben zu einander als Grundlage dienen können; wohl aber kann dies der Besitz solcher Gegenstände, welche als Quellen aller sinnlichen Besitzthümer (wenigstens in gewissen Zeiten) betrachtet werden können, wie Heerden (bei Nomaden) und Land; und der Besitz des Gegenstandes, welcher als Repräsentant aller sinnlichen Güter betrachtet werden muss, des Geldes (im weitesten Verstande). Ebenso sind von den geistigen Richtungen nicht alle, sondern nur die, welche die allgemeinste Beziehung zu den Bedürfnissen des Lebens haben, fähig, Grundlage selbstständiger politischer Gestaltungen zu werden, diese sind aber

die Philosophie (im weitesten, aber auch schlechtesten Verstande) und übermächtiger Wille, der seine Uebermacht entweder aus dem Reiche der Sinnlichkeit nimmt und dann im Sieg der Waffen erscheint, oder aus dem Reiche des Geistes und dann durch die Furcht vor geistigem Verlust, vor dem Verlust der Ehre hier oder der Seligkeit dort, sich geltend macht.

§. 8. Indem wir nun sehen, dass nur Heerden und Grundeigenthum in patriarchalischen, Geld in entwickelteren Zuständen, die Uebermacht des Siegers, des Gedankens und die Furcht vor geistigem Unglück zu allen Zeiten Grundlagen von Verfassungen werden können, haben wir in ihnen in der That auch die Elemente des politischen Lebens erkannt, denn alle anderen Gegenstände und Beziehungen sind für gesellschaftliche Verhältnisse von untergeordneterer Bedeutung.

§. 9. Auf diesen Elementen erheben sich, je nachdem das Eine oder das Andere wesentliche Basis wird, folgende unsystematische Staaten:

1) auf dem organischen Elemente:

- a) der von Benutzung der Heerden lebenden Stämme: Nomadenstaaten mit patriarchalischer Einrichtung, wie z. B. der altjüdische¹⁾;
- b) der von Benutzung festen Grundeigenthums lebenden Stämme: Ackerbauerstaaten, z. B. die altgermanischen Markgenossenschaften und altkeltischen Klane²⁾;

2) auf dem mechanischen Elemente:

- a) der geistigen Gewalt, des Zitterns vor geistigem Un-

glück: Priesterherrschaften, z. B. der Staat von Meroe³⁾;

b) des reinen, das concrete Individuum nicht achtenden Gedankens: Ideokratieen, z. B. Robespierre's Staat, St. Simon's Staat, wenn der letztere ausgeführt würde⁴⁾;

c) der sinnlichen Gewalt, des siegenden Heeres und der Feldherrngewalt: Militärherrschaften, z. B. der römische Imperatorenstaat, Napoleon's Staat⁵⁾;

d) des die sinnlichen Güter repräsentirenden Geldes: Bankiersherrschaften, z. B. der ältere mediceische Staat in Florenz⁶⁾.

¹⁾ Nomadenstaaten sind immer patriarchalischer Einrichtung, so lange sie sich nicht über ihren ursprünglichen Kreis hinaus ausbreiten. Im letzteren Falle sind sie wohl öfter in andere Elementarformen des Staates übergegangen. Im Nomadenleben genießt der Mensch einer leichten Freiheit von dem Zwang der Natur sowohl als von dem Zwang gesellschaftlicher Institute. Einer Gegend, wo der Winter einbricht, etwa im Hochgebirge, weicht er aus und zieht in die wärmeren Niederungen, wo das Clima milder ist, bis hier die Hitze ihn wieder vertreibt und wieder nach dem Gebirge zurückführt. Gegenden, die von Ueberschwemmungen, von Erdbeben, von Krankheiten heimgesucht sind, vermeidet er und flieht so den Kampf mit der Natur, oder macht ihn doch leichter, wo das Vermeiden nicht ganz möglich ist, wie z. B. bei der Einrichtung von Wohnung und Kleidung. Oft bedarf er ihn auch nicht, weil für ihn etwas kein Feind ist, was einem anderen als ein solcher erscheint, z. B. ein bestimmtes Clima, mit welchem seine eigene Natur durch

stetes Ausgesetztsein völlig verwächst, und unter welchem sie sich deshalb bedürfnissloser verhält. — In ähnlicher Weise aber wie der Mensch physischen Uebeln und Bedürfnissen als Nomade leichter entflieht, entflieht er auch gesellschaftlichen Verwickelungen leichter. Ist die Familie, der Stamm so gross geworden, dass die Familienliebe nicht mehr ein patriarchalisches Band des ganzen Gemeinwesens bildet, so trennt sich das Nomadenhäuflein in zweie, dreie, nach Belieben, die nun gleichgültig neben einander stehen oder feindlich. Man sucht in solchem Fall nicht, sich die Einheit zu erhalten durch künstliche, ausgleichende Staatsbehörden und scharfsinnig berechnete Gesetzgebungen, sondern Trennung oder höchstens physische Gewalt sind die Auskunftsmittel, auf die man sich beschränkt. Bei dieser Flucht vor allen Unbequemlichkeiten fester Wohnsitze und befestigterer gesellschaftlicher Verhältnisse, bleibt aber ein gesellschaftliches Verhältniss, dessen sich der Nomade durch keine Flucht zu entäussern vermag, das natürlichste und ursprünglichste nämlich von allen, das Familienverhältniss. Daher ist das Nomadenleben allezeit auf die Grundlage der Familienverhältnisse gebaut; der Familienvater, bei weiterer Fortbildung der Geschlechtsälteste, oder wo grössere Vereinigungen statt finden, wer unter diesen als Stammhaupt anerkannt wird, übt die mit der höchsten Staatsgewalt vereinten Rechte in Einverständniss mit den angesehensten der ihm Angehörigen. Das erste Buch Mosis und die Geschichte aller Nomadenstaaten liefern hiezu die trefflichsten Belege.

²⁾ Der Unterschied des Lebens in den Ackerbauerstaaten von dem in den Hirtenstaaten tritt besonders dadurch hervor, dass die Glieder der

ersteren den Unbequemlichkeiten der Natur mehr Stand halten und deshalb sich strengeren sittlichen Jochen fügen müssen; und zweierlei Richtungen vorzüglich können die Ackerbauerstaaten bei ihrer weiteren Entwicklung nehmen. Nämlich entweder bleibt das patriarchalische Grundverhältniss des ganzen Staates, so dass die Familie ein gewisses dem Anbau und der sonstigen Benutzung bestimmtes Land occupirt und als Gemeingut auch später behält unter Geschlechtsältesten oder Stammhäuptern, so dass der Antheil des Einzelnen nur eine Nutzniessung ist, die nach dem Tode des Einzelnen dem Ganzen zu neuer Vertheilung anheim fällt, welche Vertheilung natürlich von dem patriarchalischen Chef geleitet wird. Dies scheint die altkeltische Verfassung gewesen zu sein, die sich in Irland noch weit in das Mittelalter herein erhielt: Canfinny, Tanistry, Gavelkind. Vgl. John Lingard Geschichte von England. Aus dem Engl. übers. von v. Salis. B. II. S. 308 ff. — Entweder ist dies der Fall oder die entsetzlichen und in ihren Folgen gräuelhaften Unbequemlichkeiten der eben dargestellten Stammverfassung, bei welcher das Elend wächst mit dem Stamm, wo der Vertheiler von gutem und schlechtem Boden Glück und Unglück der Familien in seinen Händen hält, so dass gegen ihn allmählig die Familie ihr Recht verliert, alle Weiber ihm Preis gegeben sind, (über das Einkerrecht und die Milchbrüderschaft in Irland vergl. Geschichte der brittischen Revolution von George Moore, übers. von v. Halem, S. 521.) u. s. w. bewegen dazu, das patriarchalische Verhalten für den Stamm im Ganzen aufzugeben, und eine Genossenschaft einzelner, in ihrem Vermögen völlig separirter Geschlechter an dessen Stelle zu setzen. Auch findet sich diese Art der aus separirten Geschlechtern bestehenden Acker-

bauerstaaten als ursprünglich vorhanden. Hier bleibt das patriarchalische Verhältniss nur Grundlage der verschiedenen einzelnen die Genossenschaft bildenden und durch die Familienhäupter wie durch Fürsten repräsentirten Familienkreise; das Band aber dieses auf völkerrechtlichen Grundlagen ruhenden Fürstenbundes wird ein genossenschaftlicher Vertrag, der die Stellung jedes einzelnen Gliedes der Verbindung durch alle Genossen garantiren lässt; an die Stelle der Stammverfassung tritt die Gesammbürgerschaft, an die Stelle des Klans eine Markgenossenschaft. Ueber die Gesammbürgerschaft als Grundlage der altgermanischen Verfassung vgl. Deutsche Staats- und Rechtsgesch. von K. F. Eichhorn. 1rB. §.18.

³⁾ Alle Priesterherrschaften sind auf den Glauben an Fortdauer der Seelensubstanz nach dem Tode berechnet, und auf den Glauben an die Gewalt, welche das Verhalten gegen die Priester in diesem Leben auf das Schicksal der Seelensubstanz in einem jenseitigen Leben ausübt. Bei den Aegyptern nun scheint die Fortdauer der Seelensubstanz in ihrer Reinheit von der Erhaltung des Leichnams abgehangen zu haben, und mit dessen Verwesung musste die Seele eine Wanderung durch Thierleiber antreten. Osiris und Isis herrschten in der Unterwelt und ihr Dienst war über das ganze Land verbreitet. Die Unterwelt ist das selige Reich der Todten, und ob jemand in dasselbe gelangt, hängt von der Einbalsamirung und Beisetzung des Leichnams ab. Die Begräbnisscerimonien aber hängen ab von dem Todtengerichte. Das Todengericht bestand aus 40 Mitgliedern, untersuchte die Aufführung des Verschiedenen und bestimmte, ob er der Beisetzung werth sei oder nicht. Jedem Ankläger stand das Auftreten bei diesem Gericht frei, doch wurden falsche Anklagen hart bestraft. Hatte das Gericht

für die Beisetzung erkannt, so wurden die Götter der Unterwelt gebeten, ihn in ihr Reich aufzunehmen, im entgegengesetzten Fall musste der Leichnam verwesen, und alle zu hoffende Seligkeit, zugleich aber auch die an das ehrenvolle Begräbniss geknüpfte Familienehre, war so in den Händen der Priester. — Noch weit grausenhafter finden wir diese Gewalt der Priester in Meroe, hier hatten alle Gesetze durch die Sorgfalt der Priester eine solche Gewalt erlangt, dass jedem Verbrecher, der die Strafe des Todes leiden sollte, nur ein Zeichen zugesendet wurde, worauf er dann an sich selbst die Todesstrafe zu vollziehen hatte. Ein Verbrecher, welcher sich diesem Selbstmord entziehen wollte, würde die fürchterlichste Schmach über seine Familie gebracht haben; und da wahrscheinlich die Familienehre mit Familienopfern, und diese in der Vorstellung mit dem Schicksal der Seelen der früher verstorbenen Familienglieder zusammenhingen, erdrosselten Mütter lieber selbst ihre Söhne, als dass sie eine solche Schmach hätten auf ihre Familie kommen lassen. Vgl. Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt von A. H. L. Heeren. 2r Th. 1e Abth. S. 424. 425.

⁴) Das, was ich in Ermangelung eines bessern Ausdruckes mit einem freilich insofern schiefen Namen Ideokratie genannt habe, als ich dabei Idee nicht in der griechischen, sondern in der französischen Bedeutung des Wortes genommen habe, findet sich nirgends als ursprünglicher Zustand, sondern erst, wenn eine frühere Verfassung zu solchen gesellschaftlichen Verwickelungen und sittlichen Verwirrungen fortgeführt hat, wenn die Formen einer früheren Verfassung aus irgend einem Grunde so hohl geworden sind, dass die Menschen darin das ursprünglich Vernünftige nicht mehr erkennen und im Gegensatz dieses wirklich vorhandenen hohlen We-

sens einen, meist angeblich, vernünftigen Zustand aussinnen. Die Formen dieser neudurchgeführten Zustände sind ebenso verschiedenartig als die Gedanken, welche diesen Formen ihr Dasein geben, denn diese Gedanken, in wiefern sie jedesmal durch den Gegensatz wirklicher Verhältnisse hervorgerufen sind, können auch alle möglichen Gegensätze wirklicher Verhältnisse sein. Als im jüdischen Reiche die Macht der grossen Grundbesitzer und Hofleute alles in Verwirrung gesetzt hatte, wurde von der Priesterschaft des Tempels zu Jerusalem aus vorhandenen Elementen der mosaischen Gesetzgebung eine Ideokratie ausgebildet und nach dem Exil weiter ausgebaut, welche als Grundlage im Gegensatz eben der Macht jener reichen Grundherren und des Hofes den Gedanken enthielt, dass Gott, also dessen Repräsentant der Tempel, Herr des Volkes und alles Landes sei. Die Benutzung der Person und des Grundes und Bodens ward zu einem Niessbrauch limitirt; Ruhezeiten und der Zehnte wurden als Urkunden dieser Tempellehnbarkeit eingeführt, so wie aus diesem Grunde und zugleich, um die Anhäufung des Grundes und Bodens in wenigen Händen zu verhindern, die Rückfall- oder Jubeljahre. Man vergleiche über diesen späteren jüdischen Staat Heinrich Leo, Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates, (Berlin 1827), wo ich freilich in einem allen hierarchischen Elementen nur zu feindseligen Sinne diesen Staat betrachtet und das politische Verhältniss desselben in unpassende Parallelen gebracht habe. Eine andere Ideokratie des Alterthums ist der lykurgische Staat. Herodot sagt von den Spartiaten der vorlykurgischen Zeit, sie hätten von allen Hellenen die schlechtesten Einrichtungen gehabt (Herodot. I. 65. „*κακονομώτατοι ἦσαν σχεδὸν πάντων Ἑλλήνων*“). Der Gedanke, der dann der

lykurgischen Gesetzgebung zu Grunde liegt, ist folgende aus der Lage der Dinge und der Beachtung der Volkssitte hervorgehende Auffassung der spartiatischen Verhältnisse: Von allen Seiten von Feinden umgeben, in sich durch rohe Kraft zerrissen, kann den Spartiaten Rettung nur dadurch kommen, dass die rohe Kraft erzogen und in geistige Fesseln gelegt, und dass dem Einzelnen die Pflicht, für alle zu leben und zu sterben, zu der heiligsten und unverbrüchlichsten gemacht wird. Nur durch die entschiedenste Energie konnte der kleine Dorerhaufe in Sparta sich als Herr behaupten; — wo Mehrere verbunden sind, zeigt sich aber die Energie in der Kraft, mit welcher der Einzelne sein Interesse dem Interesse des Ganzen unterordnet; diese Art der Unterordnung, durch welche alle Privatverhältnisse theils aufgehoben, theils gebrochen werden, ist es eben, was Sparta bei Beibehaltung dorischer Sitte im Uebrigen characterisirt. Von den besonderen Staatseinrichtungen Sparta's wird im 5ten Kapitel des zweiten Theiles dieser Schrift weitläufiger die Rede sein. — Von den Ideokratieen der neueren Zeit (deren seit dem Staate Savonarola's und seit dem der münsterischen Schwärmer in der Reformationszeit fast unzählige sind), ist am bekanntesten Robespierre's Staat, der eigentlich nur die Spitze ist, und innere Vollendung der Ideokratie, welche sich seit dem Beginn der Revolution aus- und bereits vor der Revolution in der Meinung vorbildete. Im Gegensatz des vielfach verschränkten, durch aus den verschiedensten Zeiten hergebrachte Rechte und durch Privilegien in sich verwachsenen Zustandes stellte sich ein Staat her, welcher die Forderung gleicher Rechte für alle und die Aufopferung aller Einzelrücksichten zur Basis machte, und die Fähigkeit dieser Aufopferung „die Tugend“ nannte. Im Gegensatz der Krankheit

unserer Zeit, welche Jahr aus Jahr ein regulirt, und nachdem der historische Boden unter den Füßen gebrochen ist, ihn durch Positives zu ersetzen sucht, will sich gegenwärtig in Frankreich eine neue Ideokratie ausbilden, die als Grundlage ihrer Verhältnisse die ungehemmte Entwicklung ausspricht, eine Religion du progrès an die Spitze stellt, und wenn es ihr gelingen sollte, je irgend wo zu unabhängiger Existenz zu gedeihen, wahrscheinlich auch ihren Staat durch alle politische Formen, der momentan-angenommenen Entwicklungsstufe jedesmal gemäss, würde avanciren lassen; es ist dies der nouveau Christianisme des Hrn. von St. Simon. Vgl. L'Organisateur. 1re année Nr. 31. 14. Mars 1830. Eine eigenthümliche Eigenschaft der Ideokratie ist, dass sie jedesmal auf einem System von Ansichten ruht, die in einem Principalsatze einen Ausgangspunct haben, und folglich für den, welcher jenen zugiebt, unter sich vollkommen consequent sind. Während der Priesterstaat das in den Vorstellungen von einem jenseitigen Leben, so wie in gewissen, die wirklichen Verhältnisse begleitenden, idealen Beziehungen liegende Gewicht als Hebelkraft zu seiner Herstellung und Erhaltung gebraucht, beginnt vielmehr die Ideokratie mit irgend einem in dem fanatischen Eifer gegen drückende wirkliche Verhältnisse erzeugten Satze; stellt diesen, den die Leidenschaft suppeditirt, als unbezweifelte Wahrheit hin, und fordert das Zugeständniss aller daraus folgenden Sätze als Postulate der Vernunft und Grundlagen eines einzig vernünftigen Zustandes.

⁵⁾ Alle Militärherrschaften sind auf die äussere Uebermacht eines Theiles der Staatsglieder über die übrigen gegründet. Diese Uebermacht kann nicht blos in der Anzahl liegen, denn die Herrschaft würde dann, wenn sie der Mehreren über die

Wenigeren wäre, gar nicht als Herrschaft erscheinen; auch constituirt die blosse Ueberzahl noch keine Uebermacht. Zweihundert Körner Schiesspulver auf Einen geringen Raum zusammengedrängt und zugleich zur Explosion gebracht, geben eine weit stärkere Wirkung als zweitausend einzeln an verschiedenen Orten entzündet. So sind auch zweihundert Menschen, die in Einem Sinne wie die Glieder Eines Leibes handeln, mächtiger als zweitausend, von denen jeder anderes will und in anderer Weise auftritt. Die Herrschaft beruht also in Militärstaaten besonders auf der Energie, mit welcher sich das einzelne Glied des herrschenden Theiles der Staatsbürger dem für die Einheit dieses Theiles nothwendigen Mechanismus fügt, und ein strengeregelter äusserer Mechanismus ist eben so sehr das Auszeichnende dieses Staates, als Consequenz der zu Grunde liegenden Ansichten das Auszeichnende der Ideokratie ist. Die mechanische Ordnung erstreckt sich aber nothwendig auf alle Theile der Beherrschten; denn da deren Thätigkeit vorzüglich in der Rücksicht in diesem Staate in Betrachtung kommt, dass sie den übermächtigen Theil, den Kriegerstand, nährt und erhält, so folgt von selbst, dass die einzelnen Glieder des Kriegerstandes einen gewissen Genuss von den Früchten jener Thätigkeit ansprechen; aber sowohl diese Früchte sammt der ihnen zu Grunde liegenden Thätigkeit würden zerstört als auch die Ordnung des Kriegerstandes aufgehoben werden, wenn man dem Einzelnen die Art, wie er jenen Genuss ansprechen und erzwingen wollte, überliesse. Ja, ohne eine strenge mechanische Ordnung in jeder Hinsicht, welche eben dazu dient, die Uebermacht des Heeres überall vor Augen zu stellen, würde das ordnungslose Eingreifen der Einzelnen auch dazu führen, die Beherrschten zu energischer Opposition

und durch diese Energie zu der Einheit fortzutreiben, welche eben den Herrschenden anfangs abzugehen. Geradeso wie nun ein in sich consequentes System von Ansichten Eines Satzes bedarf, in welchem sich alle Gliedersätze zu Einem Ganzen verbinden, bedarf auch eine mechanische Ordnung lebendiger Massen Eines Punctes, von wo sie ausgeht, denn ein Mechanismus ohne Einheit und Zusammenstimmung hört auf, als Mechanismus irgend einen Werth zu haben. Es ist deshalb bei einer Militärherrschaft, da ein Collegium selten einen so hohen Grad von Einmüthigkeit bietet, als hier erfordert wird, die monarchische Staatsform fast naturalnothwendige Bedingung, und dadurch nur unterscheiden sich die verschiedenen Militärherrschaften, dass der Bereich, in welchem der Kriegerstand dem Führer zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, oder (es anders auszudrücken) mechanisch untergeordnet ist, bald ein grösserer, bald ein kleinerer, und die Benutzung der Thätigkeit der bürgerlichen Elemente der Bevölkerung bald eine mehr, bald eine weniger ausgedehnte ist. Ueber die Art und Weise, wie sich aus der römischen Republik eine Militärherrschaft, die römische Imperatorenherrschaft, herausbildete, vgl. man G. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters (Halle 1830) Abthn. I. Absch. I. Kap. I. Ueber den allgemeinen Gang der Bildung der napoleonischen Militärherrschaft hat mir bis jetzt immer das Characteristischste geschienen, was sich findet in dem Handbuche der allgemeinen Staatenkunde von C. L. v. Haller S. 20 ff. über den Ausgang der republikanischen Bestrebungen in der französischen Revolution.

⁶⁾ Von allen Herrschaften bildet sich am unmerklichsten, und behauptet sich auf die am wenigsten

Angriffen zugängliche Weise die Banquiersherrschaft. Die Natur des Handels macht ihn zu einem Hebel der Demokratie, aber auch der Aristokratie und endlich der aus der Aristokratie herausgebildeten Alleinherrschaft. Sobald in einem Lande, das bis dahin nur in geringerer Beziehung dem Handel offen, wo mehr alles von Grundbesitz abhängig war, der Handel sich breitere Bahnen bricht, gewährt er vielen, die ohne Grundbesitz früher armelig neben den Bodenbesitzern standen, Unterhalt, und wird Leuten zu einem Fundament des Reichthumes und Einflusses, welche bis dahin weder an Reichthum noch an Einfluss denken durften. Später, wenn in einem Lande der Handel längere Zeit die möglich höchste Blüthe erreicht hat, kommen die verschiedenen Zweige desselben in die Hände einer Anzahl der damit beschäftigten grösseren Kapitalisten, welche zwar nie einen so geschlossenen Kreis bilden können, wie früher die Grundbesitzer, aber von deren Verhalten doch zum grossen Theil der Erfolg der Geschäfte Jüngerer und Aermere abhängt, besonders wo noch nicht eine sehr detaillirte Administration der letzteren zu Hülfe kommt, oder ihnen wenigstens Schutz gewährt. So sehen wir überall in den Republiken des Mittelalters, wo nicht, wie in Nürnberg, die ältere Aristokratie der schöffenbarfreien Geschlechter durch die höhere Gewalt der Könige Schutz erhalten kann, die Herrschaft dieses ritterlichen Standes brechen und aus den reichsten Gliedern desselben und aus den reichsten Kaufherren eine neue Aristokratie bilden; aber die reichsten Glieder des ritterlichen Standes hatten diesen Reichthum, der dem der Kaufleute gleich kam, doch auch nur durch die Theilnahme an den grossartigeren Handelsgeschäften. So ist die Herrschaft des geschlossenen Adels von Venedig eine solche Handelsaristokratie, die freilich durch das

Verhalten zu den Eroberungen im griechischen Reiche rascher und entschiedener sich gestaltete, vgl. Leo, Geschichte der italienischen Staaten. B. III. S. 53 ff. Der s. g. Popolo in Genua hatte in seinem Verhältniss zu den Altadeligen und zu den niederen Zünften (vgl. a. a. O. S. 499. 516) alle Anlagen, eine ähnliche Aristokratie zu bilden, und die spätere genuesische Aristokratie erwuchs in der That auch aus der Vereinigung der Reste der alten Aristokratie (die auf ritterliche Weise, d. h. als Schiffscapitäne, oft als Seeräuber ihren Antheil am Handel behalten hatten) mit den angesehensten Männern des Popolo grasso. Eine ähnliche Aristokratie der reichsten Handelshäuser suchte sich in Florenz zu bilden, besonders seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts. Es ist natürlich, dass bei einem so weit fortgebildeten Zustande des Handels der Geldhandel gerade der wichtigste Zweig des Handels werden muss; die, welche ihn betreiben, die Banquiers, kommen zu allen anderen Handelsrichtungen in Beziehung. Ihre Banken werden, besonders bei einem Zustand der Dinge, wie er im Mittelalter war, wo das Aus- und Anleihen so mannichfach grössere Schwierigkeiten hatte als jetzt, der Ort, wo bedeutende Kapitalisten, die nicht selbst mit ihrem Geld Geschäfte machen wollen und können, ihr Vermögen grossentheils niederlegen und es gegen geringere Zinsen den Banquiers bis zu Aufkündigung zur Benutzung überlassen; — die auf diese Art reich ausgestatteten Banken werden aber auch der Ort, wo Fürsten und Republiken sowohl als Privatleute, welche die hinlängliche Sicherheit zu geben im Stande sind, Geld suchen, und es kann nicht fehlen, dass Banquiers von Bedeutung eine diplomatische Macht werden, deren Einfluss über

ihren Heimathsstaat hinausreicht (vgl. das angeführte Buch S. 128 u. 129. und S. 144, wo von dem sich bildenden Einfluss der Banquiers in Florenz die Rede ist). Die vermögendsten Banquiershäuser werden, theils um grossartiger und prompter ihre Geschäfte betreiben zu können, theils um sich gegen einzeln betreffendes Unglück besser zu schützen, fast immer in Verbindung treten, und, wenn nicht Einen, doch mehrere geschlossene Kreise bilden; oft bildet sich jener bei der persönlich zuweilen unangenehmen Stellung Einzelner zu Einzelnen so, dass die anderen Banquiers vorzüglich nur mit Einem der vermögendsten Häuser in innigere Verbindung treten, nicht aber alle gegenseitig unter sich, dadurch wird dann das Haus, welches den Mittelpunkt des Kreises bildet, wenn es früher eines der vermögendsten war, wirklich das vermögendste von allen, dem es unter Umständen nicht schwer werden kann, durch geschickte Benutzung der Geldmittel, die ihm zu Gebote stehen, des diplomatischen Einflusses, den es übt, sich zu fürstlicher Stellung emporzuschwingen, besonders wenn in eben dem Grade, wie die Besitzthümer durch ausgedehnte Bankgeschäfte einen leichtbeweglichen Character angenommen haben, auch physische Gewalt durch ausgebildetes Söldner- und Condottierenwesen einen roulanteren Character erhalten hat, und jedem zu Gebote steht, der sie bezahlen kann. Ueber die Bildung fürstlichen Einflusses des medicischen Hauses durch geschickte Benutzung seines Einflusses auf das niedere Volk, vgl. das angeführte Buch S. 280 u. 281; über die Unangreifbarkeit der Macht eines Banquiersfürsten mit gewöhnlichen Mitteln ebendasselbst S. 317; über das Verhältniss des Banquiers zum Condottiere S. 321 und 322. — Der Beispiele wirklich ge-

gründeter Banquiersherrschaften sind sehr wenige in der Geschichte; ein Curiosum ist die Art und Weise, wie sich die Bedeutung und der Einfluss eines Banquiers mit der Stellung eines Hohenpriesters bei den Juden in den Zeiten nach dem Exil verbanden. — Das Eigenthümliche der Banquiersherrschaft bleibt immer, dass die Gewalt nicht in dem Herrscher, sondern in einem anderen Gegenstand liegt, zu welchem der Herrscher in Beziehung steht, nämlich im Geld, d. h. in dem Repräsentanten aller sinnlichen Güter, und die Folge ist, dass diese Herrschaft nur so lange sich erhält, als der Herrscher seine Beziehung zum Gelde zu bewahren weiss; dass es also am gerathensten ist, der Banquiersfürst benutze seinen Credit so lange er ihn sicher hat, um sich eine andere Basis seiner Gewalt zu zimmern, und fest zu stehen, selbst wenn er einmal aufhören sollte, Credit zu haben. Da die ganze Herrschaft in der Wahrnehmung einer einzelnen Beziehung gegründet ist, so ist sie möglicher Weise hart, willkürlich, gefühllos in allen von dieser Beziehung nicht berührten Regionen; in den Regionen aber, welche auf diese Beziehung Einfluss haben, voll Feinheit, Haltung und Schmiegsamkeit, weil ein anderes Benehmen sie stürzen würde.

§. 10. Jeder Elementarstaat hat zur Grundlage, wie wir gesehen haben, eine einseitige Richtung. Mag diese nun eine von Natur gegebene organische oder eine später künstlich erzeugte mechanische sein, so lange sie bleibt, hält sie (wenn sie eine natürliche ist) oder zwingt sie (wenn sie eine künstliche ist) das Leben in sehr engen Schranken zusammen, und thut ihm in der Art Gewalt, dass es sich nicht allseitiger entwickeln kann. Die Weiterbildung beruht also hier

Die gebrochenen
Elementarstaaten.

nicht auf der Wirkung eines gesetzlich im Staatsleben und in seinen Kreis aufgenommenen Gegensatzes, sondern darauf, dass eine bis dahin zurückgehaltene Richtung die Schranken bricht, welche von dem bisher dominirenden Princip gegeben waren. Nur so entsteht in dem unsystematischen Staate ein neuer Zustand, dass das Element, welches früher demselben seinen Character verlieh, vernichtet oder doch zurückgedrängt, dass es gebrochen wird¹⁾. Der Kampf verschiedener Elemente in demselben Staate gehört zu den interessantesten Schauspielen, welche die Geschichte bietet. Man sieht in diesem Sinne die mannichfachen Richtungen sich begegnen.

¹⁾ Wie viele Staaten bietet nicht das Alterthum des Orients, denen man ansieht, dass sie ursprünglich Priesterstaaten waren und dass neben der Priestergewalt allmählig sich in ihnen ein Militärstaat ausgebildet hat. Sowohl der alte persische als der spätere sassanidische Staat sind von der Art, dass in die Militärherrschaft der Könige die Trümmer der priesterlichen Herrschaft verbaut waren; und als die letzten Sassaniden jene Theile ihres Staatsgebäudes schwächten, welche Trümmer der Priesterherrschaft waren, brach bald das Ganze zusammen. Wie lange haben im deutschen Leben nicht das Princip der alten Volksgemeinde, das nämlich freier, fürstlicher Stellung des einzelnen Gemeindegliedes zu den übrigen als seinen Genossen, und das Princip ritterlicher Unterordnung unter den Gesindeführer — oder mit anderen Worten das Princip spröder Persönlichkeit und treuer Hingebung auf Gnade mit einander gerungen! — Solche Kämpfe brauchen nicht immer blutig zu sein, und sind es in den wenig-

sten Fällen; eine Ansicht arbeitet oft fast unmerklich Jahrhunderte fort, ganze Systeme, die den Verhältnissen zu Grunde liegen, zu untergraben. Die Abschaffung oder Einführung eines Institutes wirkt durch Jahrhunderte nach, andere Institute ins Leben oder aus dem Leben zu rufen; und die Beobachtung, wie ein oft höchst unwichtig erscheinendes Princip, das in das Leben gestellt wird, eine Atmosphäre entwickelt, die die Eigenschaft hat, wohin sie reicht, Farben zu verändern, Bildungen zu zerstören und den Keim anderer zu wecken, gehört zu den geistreichsten Gesichtspuncten für das historische Studium.

§. 11. Der Kampf verschiedener Elemente in einem und demselben Staate kann ein zweifaches Resultet haben, nämlich entweder führt er blos zu dem Bruch des einen und zu der Herrschaft des anderen Elementes; dann wird er, nur in anderer Färbung, später dieselben Erscheinungen wie früher, nämlich einen neuen Kampf verschiedener Elemente und einen Bruch erzeugen, und hat also im Grunde kein wahres Ende gehabt. Entweder wird dies der Fall sein, oder aber der Kampf wird nicht zu der Herrschaft Eines Elementes, sondern zu dem Neben- und Ineinanderbestehen mehrerer Elemente, deren jedes, wenn es ein mechanisches ist, auf einen Theil seiner mechanischen Abgeschlossenheit verzichtet, führen, und also eine organische Ordnung, in welcher die verschiedensten individuellen Richtungen und Principe einen Platz finden, zum Resultat haben — oder mit anderen Worten: einen organisch-systematischen Staat, den geraden Gegensatz jedes Elementarstaates und insbesondere des mechanischen Elementes.

Organische, systematische Staaten als Resultat dieser Kämpfe.

tarstaates. In diesem Resultat hat dann der frühere Kampf ein wahres Ende gefunden, denn eben, was früher als Gegentheil des ordnungsmässigen Bestehens bezeichnet werden musste, ist hier der ordnungsmässige Bestand selbst geworden¹⁾).

¹⁾ Man hat in der letzten Zeit Staaten, die auf diese Weise entstanden sind, wie z. B. das Deutsche Reich noch vor seiner Auflösung, wie Frankreich vor der Revolution war, wie England und Schweden noch heute sind, — man hat solche Staaten zurückgestellt, und solche, die einem einfachen Princip und abgeschlossenem Mechanismus huldigen, weit darüber erhoben. Es wird zu einer der vornämlichsten Aufgaben, die wir uns im Folgenden gestellt haben, gehören, dieser Richtung in aller Weise entgegen zu arbeiten.

Z w e i t e s K a p i t e l .

Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft der Physiologie des Staates.

Quellen. §. 1. Die Physiologie des Staates hat in den natürlichen und künstlichen Elementen des gesellschaftlichen Lebens ein Object, welches eben sowohl der Gegenwart als der Vergangenheit angehört; die Quellen dieser Wissenschaft sind daher nothwendig auch doppelter Natur: denn einmal ist die hierher gehörige Erkenntniss zu schöpfen aus der jeden Augenblick sich erneuenden, frisch und gegenwärtig uns gegenübertretenden Natur des Menschen überhaupt, deren Entwicklung im Wachsthum sowohl als in der Auflösung einem ebenso bestimmten inneren Gesetz unterworfen ist, wie die Entwicklung der nach verschiedenen Seiten aus

dieser Natur objectiv herausgearbeiteten Substanzen, z. B. der Sprache. Sodann aber ist die Verfolgung der besonderen bestimmten Gestaltungen und Berührungen, in welchen sich die menschliche Natur in der ganzen Reihe gesellschaftlicher Zustände, die wir noch zu übersehen im Stande sind, gezeigt hat, eine nicht minder wichtige Quelle für die Art der Erkenntniss, welche die Physiologie des Staates sucht, indem sie eine Wissenschaft ist, die durchaus von dem in der Erfahrung gegebenen ausgehend erst schlussweise zu den, den Erscheinungen dieser Erfahrungen zu Grunde liegenden, Motiven durchzudringen sucht. Es lassen sich also kürzlich die Quellen der Physiologie des Staates so characterisiren, dass sie zu suchen seien: *a)* in der Wissenschaft von der Natur der Entwicklung menschlichen Geistes überhaupt, oder in der Phänomenologie des Geistes und *b)* in der Wissenschaft der in bestimmter Weise wirklich stattgehabten Entwicklung des Geistes in politischer Hinsicht, oder in der Universalgeschichte.

§. 2. Von den verschiedenen Classen der Hülfsmittel. Hülfsmittel.
 mittel ist wegen ihrer ganz verschiedenen Natur auch gesonderter zu sprechen als von den Quellen. Theils nämlich sind diese Hülfsmittel Kenntnisse anderer Art, welche nur zur Vervollständigung historisch-politischer Einsicht dienen; theils sind es bestimmte Vorarbeiten für die Physiologie des Staates selbst, oder Arbeiten, die, wenn sie auch andere Ueberschriften und Titel führen, doch ihrem wesentlichen Inhalt nach Theile der Naturlehre des Staates oder auch das Ganze dieser Wissenschaft behandeln. Jene kann man als Hülfsmittel

kenntnisse, die Summe dieser als die Litteraturgeschichte der Physiologie des Staates betrachten.

Unter die Hülfskenntnisse müssen natürlich alle Staatswissenschaften gezählt werden, besonders namhaft aber sind die staatswirthschaftlichen Disciplinen zu machen; freilich nicht in der Art, wie man sie gewöhnlich treibt, wo man mittelst ihrer nur Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen oder wenigstens bestimmte Anforderungen der Staatsverwaltung durch sie erledigen will, sondern in jener höheren, wo man die moralischen Wirkungen der Besitzgegenstände und der Besitzarten mit in Rechnung zieht.

x
↓
Unendlich wichtig sind als Hülfskenntnisse auch alle Kenntnisse von Rechtsverhältnissen: denn theils beruht die Art und Weise des Eigenthums und seiner Benutzung bei einem Volke ganz auf juristisch festgestellten Beziehungen; theils fallen die moralischen Erscheinungen bei einem Volke ebenfalls in den Kreis rechtlich festgestellter Verhältnisse, so dass man in dem Recht eines Volkes dessen allgemeinere sinnliche wie sittliche Beziehungen festgestaltet vor sich hat, in der Gestalt vor sich hat, wie sie sich wenigstens dem gebildeteren Theile des Volkes als ein Vernünftiges gezeigt haben. Die Kenntniss der eigenthümlicheren bestimmt dagewesenen Rechtszustände ist gewissermassen die Rüst- und Vorrathskammer der Naturlehre des Staates, aus der sie ihre Belege für das, was sie über einzelne Verhältnisse sagt, schöpft.

Die Litteratur der Naturlehre des Staates, sobald man sie auf dem Inhalte nach eigentlich dahin gehörige Schrif-

ten beschränkt, ist sehr gering, und es ist dabei die eigenthümliche Erscheinung, dass solche Schriften fast immer nur abgefasst worden sind bei dem Untergang reicherer politischer Entwicklung bestimmter Principe der Staatsgestaltung. So steht am Ende des griechischen Staatslebens Aristoteles¹⁾, am Ende des italienischen Staatslebens Machiavelli²⁾, am Ende der eigenthümlichen Art von Staatsleben, wie es sich in dem Kampfe italienischer Staatsansichten und älterer germanischer Staatsformen gebildet hatte, Montesquieu³⁾; man könnte beinahe sagen (in wiefern sich nämlich jetzt schon eine antirevolutionäre Richtung mächtig Bahn macht), am Ende der revolutionären Kämpfe, die auf dies Staatsleben gefolgt sind, von Haller⁴⁾, obgleich dieser nur uneigentlich hier zu erwähnen ist.

¹⁾ Aristoteles. Das Leben des Aristoteles am besten in folgendem trefflichen Werke: Aristotelia, von Dr. Adolf Stahr (Halle 1830). Aristoteles wurde zu Stagira in Chalkidike in J. 385 v. Chr. geboren. Sein Vater war Nikomachus, aus Asklepiadischem Geschlecht, Leibarzt und Freund des Königes Amyntas II. von Macedonien, und schrieb 6 Bücher *Ἰατρικῶν* und 1 B. *Φυσικῶν*. Aristoteles scheint Vater und Mutter frühzeitig verloren zu haben, denn als weiterer Erzieher wird ein gewisser Proxenus aus der mys. Stadt Atarneus, aber in Stagira ansässig, genannt, dessen Sohn Nikanor später Aristoteles wieder an Kindes statt annahm. In seinem 18ten Jahre oder nach vollendetem 17ten ging er im J. 368 v. Chr. nach Athen, und hörte hier Plato und andere Philosophen, indem er 20 Jahre in dieser Hauptstadt griechischer Bildung verweilt haben soll. Aristoteles

hatte Plato, der damals eben nach Syrakus gegangen war, nicht sofort getroffen; er schloss sich aber längere Zeit, als Plato zurück gekehrt war, innig an diesen an, bis später das Verhältniss zwischen ihnen ein feindseliges wurde. Aristoteles soll dem Plato zu viel Sorgfalt auf das Aeussere seines Körpers verwandt haben, sagt eine Anekdote — in der That aber mag sich Aristoteles gegen Plato gefühlt, und dies Gefühl in zu kecker Opposition ausgesprochen haben, so dass sich Beide einander unbehaglich wurden.

Schon während dieses ersten Aufenthaltes in Athen trat Aristoteles selbst als Lehrer auf. Er verliess diese Stadt im Todesjahr Plato's im J. 348 v. Chr., nicht unwahrscheinlich, weil der Unwille über Philipp von Macedonien sich in Athen nach dessen Angriff auf Olynth auf das lebhafteste aussprach, und Aristoteles diesem aus dem Wege gehen, vielleicht auch, weil er sich überhaupt noch auf Reisen bilden wollte. Er ging nach der Vaterstadt seines Erziehers, nach der mysischen Stadt Atarneus, oder nach dem benachbarten Assos, wohin ihn Hermias, ein Eunuch und Diener des Bithyniers Eubulus, des Tyrannen dieser Städte, einlud. Hermias hatte in Athen gelebt und mit Aristoteles ein nahes Freundschaftsbündniss geschlossen. Eubulus, der seine Herrschaft vom persischen Joche losgerissen hatte, fiel, wahrscheinlich durch persische Veranstaltung, nach Anderen durch Hermias selbst, und Hermias trat an dessen Stelle als Tyrann. Später lockte der persische Feldherr Mentor den Hermias in eine Schlinge, und Aristoteles musste fliehen, 345 v. Chr., nahm des Hermias Schwester Pythias mit sich und machte sie zu seinem Weibe. Er lebte sehr glücklich mit ihr, zunächst in Mitylene bis 343, wo er an Philipp's Hof berufen wurde als Alexander's Erzieher. Mit Philipp hatte Aristoteles wahrschein-

lich stets in näherem Verhältnisse gestanden, und Philipp hatte wohl auch schon lange die Absicht gehegt, Alexander durch Aristoteles erziehen zu lassen. Aristoteles wusste den 13jährigen Knaben ganz an sich zu fesseln, und Alexander's fähiger, hochgebildeter Geist ist eines der schönsten Werke des Aristoteles.

Einige Zeit nach Alexander's Thronbesteigung, aber vor dem Beginn des asiatischen Zuges, verliess Aristoteles Macedonien und ging wieder nach Athen zurück, wo er nun im Lyceum Vorträge hielt, und, wie man glaubt, zuerst zusammenhängende, nicht gesprächsweise eingerichtete. Während dieses zweiten 13jährigen Aufenthaltes in Athen verfasste Aristoteles den grössten Theil seiner Schriften. Alexander unterstützte ihn auf das grossartigste durch Geldgeschenke und durch andere Mittel, namentlich für physikalische und naturhistorische Studien.

Seine Gattin Pythias scheint noch in Macedonien gestorben zu sein; er hatte nur eine Tochter von ihr. Um ihn war sein Pflegesohn Nikanor. Mit einer Sklavin zeugte er den Nikomachus.

Die lange Trennung, die weite örtliche Entfernung scheint allmählig das Verhältniss zu Alexander gelockert zu haben. Ein Mann, den Aristoteles wahrscheinlich mit Alexander zugleich erzogen hatte, Kallisthenes, des Demotimus Sohn aus Olynth, scheint bei Alexander eine bittere Stimmung gegen Aristoteles erzeugt zu haben. Kallisthenes ward hingerichtet in Folge einer Verschwörung unter Alexander's macedonischen Edelknaben, die dem Könige den Tod bringen sollte, und an welcher die Theilnahme des Kallisthenes nie nachgewiesen werden konnte.

Alexander's Tod wurde das Unglück des Aristoteles. Der Hass der antimacedonischen Partei in Athen

entlud sich gegen ihn; er ward angeklagt, seinem Freunde Hermias durch einen Päan, den er gedichtet, und durch eine demselben in Delphi errichtete Bildsäule göttliche Verehrung bewiesen zu haben. Eine Klage ἀσεβείας ward gegen ihn an gestellt, und er musste entweichen nach Chalcis auf Euböa, wahrscheinlich zu mütterlichen Verwandten, wo er bald starb in seinem 63sten Jahr im J. 322 v. Chr.

Die Schrift des Aristoteles, welche uns am meisten und eigentlich allein hier interessirt, sind seine 8 Bücher *Πολιτικά* oder *Πολιτικὴ ἀκρόασις*; welche er erst in höherem Alter verfasste, und wozu ihm das Material theils seine eigene reiche Lebenserfahrung, theils die ausgedehntesten historisch-politischen Studien gewährten. Von diesen Studien giebt ein anderes Werk: *Πολιτεῖαι*, den vollständigsten Beleg, denn er hatte in diesem die Verfassung von 158 Staaten beschrieben.

Die Politik des Aristoteles ist aus zwei Bestrebungen hervorgegangen: Einmal, die allgemeinen Bedingungen politischen Bestehens, in wiefern die Einsicht in dieselben Resultat ist der Betrachtung mannichfaltigen Staatslebens, zu fassen und festzustellen; diese Bestrebung macht das Buch recht eigentlich zu einer Naturlehre des Staates, und ganze Abschnitte desselben sind mit einem Geist und mit einem Verstand gearbeitet, so dass man sie bis diesen Tag als Fundament gewisser Theile der Naturlehre des Staates betrachten kann. Sodann findet sich in dieser Schrift zugleich ein polemisches Bestreben gegen die abstracte Ansicht vom Staate, wie sie Plato hatte. Plato's Staat gehört unter die Classe der Ideokratieen, und eine Ausführung der ihm zu Grunde liegenden Ansicht muss nothwendig zur Caricatur menschlicher Ver-

hältnisse führen; auch dies hat Aristoteles mit der schlagendsten Polemik gezeigt.

²⁾ Niccolo di Bernardo de' Machiavelli. Er wurde am 3. Mai 1469 zu Florenz geboren. Er war von altadeliger Familie, deren Ursprung bis zu einem Grafengeschlecht der fränkischen Zeit in Italien zurückgeführt wurde, von welchem die ritterlichen Geschlechter der Val di Greve und Val di Pesa abstammen sollen. Die Linie dieses Grafengeschlechts, welche sich später de' Machiavelli nannte, besass Montespertoli, nahm aber, als sich im 13. Jahrh. der Landadel in den Umgegenden von Florenz dieser mächtigen Nachbarstadt in der einen oder der anderen Weise fügen musste, Bürgerrecht in Florenz, wo sie zu der guelfischen Partei gehörte und im Sestiere Oltrarno wohnte; 1260, nach der Niederlage bei Montaperti, musste sie die Stadt verlassen, kehrte aber nach dem Siege Karl's v. Anjou über Manfred gleich den übrigen guelfischen Familien zurück und hielt sich dann bei republikanischen Ehren, indem sie sich später nach dem Siege der Zünfte diesen anschloss.

Niccolo's Vater war Bernardo di Niccolo, ein gelehrter Jurist. Ueber die Jugendjahre Niccolo's ist nichts bekannt; sie fallen in eine Zeit, wo durch das von Cosimo de' Medici in Italien ausgebildete Gleichgewichtssystem und durch die Uebermacht des Hauses Medici in Florenz diese Stadt von aussen wie im Innern einer grossen Ruhe und in Folge davon eines grossen Reichthums genoss, zugleich aber auch Sammelpunct fast aller ausgezeichneten Köpfe Italiens wurde. Im J. 1491 bewarb sich Niccolo mit 3 Anderen um die Stelle eines Schreibers oder Cancelliere der 2ten Cancellaria de' Signori und erhielt sie am 19. Juni. Hierauf wurde er noch in demselben Jahre am 14. Juli Segretario de' Dieci di Libertà e Pace, in wel-

chem Amte er eine Reihe von Jahren blieb, bis zur Rückkehr der Medici.

In diesen Stellen hatte Machiavelli 14 Jahre lang Gelegenheit, bei allen möglichen Staatsgeschäften mitzuwirken, indem ein grosser Theil der Abfassung der diplomatischen und administrativen Urkunden ihm zufiel. Ausserdem wurde er wegen seiner erprobten Gewandtheit zu 23 Gesandtschaften und Commissionen ausserhalb Florenz gebraucht, und fast unzählige Angelegenheiten der Administration im Innern wurden ihm committirt. Viermal war er am französischen Hofe in dieser Zeit; zweimal am kaiserlichen; zweimal am päpstlichen; dreimal in Siena; dreimal in Piombino; einmal bei der Fürstin von Forli, bei Cesare Borgia, bei Giam Paolo de' Baglioni; mehrmals in Pisa und im Lager vor Pisa.

Bei allen diesen Verrichtungen zeichnete er sich durch Treue in Erfüllung der Pflichten seines Berufes, durch Vaterlands- und Freiheitsliebe aus. Als auf der Mediceer Betrieb Pietro de' Soderini wieder aus Florenz im J. 1512 vertrieben wurde, und der Cardinal Johann an die Spitze der Republik trat, verlor Niccolo durch drei Decrete der Signorie vom 8., 10. u. 17. Nov. 1512 seine Stellen, und wurde aus der Stadt auf sein Landgütchen verbannt. Die Beschuldigung, er habe Theil gehabt an einer Verschwörung gegen den Cardinal Johann, brachte ihn ins Gefängniss und selbst unter die Tortur. Erst als Johann unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, wurde er befreit.

Der Einsamkeit, in welcher Machiavelli hier lebte, verdanken wir den grössten Theil seiner Schriften, und den Beginn seines tüchtigsten Werkes, der Geschichte von Florenz. Die welthistorisch wichtigste seiner Schriften, das Buch näm-

lich Vom Fürsten, wurde auf Macchiavelli's Landgut in seiner unglücklichsten Lebensperiode vollendet. Allmählig kam er bei der mediceischen Familie wieder mehr in Gunst, und verdankte dies besonders den Bemühungen seines Freundes Francesco de' Vettori, welcher Botschafter der Republik Florenz am päpstlichen Hofe war. Doch war es ihm unmöglich, Leo's X. Zutrauen zu gewinnen, und erst Clemens VII. gebrauchte ihn wieder in Geschäften der Administration von Florenz, doch anfangs nur in unbedeutenderen Angelegenheiten; zuerst bei einer Verhandlung mit einem Generalcapitel der Franciscaner zu Carpi, wo er suchen sollte, die Franciscaner des florentinischen Gebietes zu einer eigenen Ordensprovinz zu machen. Obgleich diese Unterhandlung für die Sache selbst ein höchst unbedeutendes Resultat gewährte, wurde sie doch für Machiavelli von der höchsten Wichtigkeit, denn er erneuerte hier die freundschaftlichen Verhältnisse zu Francesco de' Guicciardini, welcher Präsident oder oberster Statthalter des Pabstes in der Romagna war, bis zu Macchiavelli's Tode mit demselben in dem innigsten Verkehr blieb, und ihn nun wieder so hob, dass Clemens denselben, als er der Liga Frankreich's und Venedig's gegen den Kaiser beitrug und, ausser einem päpstlichen, auch ein florentinisches Armeecorps zu der ligistischen Armee stossen liess, zum Commissar bei dem florentinischen Corps, so wie Guicciardini zum Commissar bei dem päpstlichen ernannte. Bald nach der Einnahme Rom's durch das kaiserliche Heer unter dem Connetable von Bourbon im Frühjahr 1527 verliess Machiavelli das ligistische Lager, und kehrte nach Florenz zurück, wo inzwischen die mediceische Familie abermals des entscheidenden Einflusses in der Republik beraubt worden und aus der Stadt ge-

wichen war. Bei dem neuen mehr demokratischen Regiment der Republik, welches wieder wie vor 1512 eingerichtet worden war, bewarb sich Machiavelli vergebens um sein früheres Amt eines Segretario de' Dieci di Libertà e Pace. Sein Buch Vom Fürsten und die lebenslustige, für einen Mann in seinem Alter allerdings frivole Weise seines Benehmens machten, dass man weder zu ihm Zutrauen noch vor ihm Achtung genug hatte. Er überlebte die Zurücksetzung nur wenige Tage, denn er brauchte in dieser Zeit gegen eine Unpässlichkeit sehr stark angreifende Pillen, die ihm früher stets als Universalmittel geholfen hatten, und verwandelte dadurch seine Unpässlichkeit in eine tödtliche Krankheit, in Folge deren er am 22. Juni 1527 starb, im noch nicht lang vollendeten 58sten Jahre.

Nach diesen Bemerkungen über Machiavelli's reiches, die mannichfaltigsten Erfahrungen gewährendes, politisches Leben ist von der Entstehung, dem Inhalt und der Bedeutung seines Buches Vom Fürsten näher zu sprechen. Nachdem Macchiavelli aus dem Gefängniss wieder frei geworden war, zog er sich auf sein kleines Landgut S. Andrea in Percussina bei S. Casciano zurück, und führte hier ein Leben sehr einfacher Art, wie er es eben im 26sten Brief der Sammlung seiner Lettere famigliari selbst beschreibt. Aber Vögel zu fangen, Holz hauen zu lassen, mit seinen Nachbarn zu karten, konnte den Raum, den die geistige Thätigkeit dieses Mannes umfasste, nicht ausfüllen, und in dem schmerzlichen Gefühl der Leere, die er empfand, kam er eben dazu, die Geschichte der alten Welt zu studiren, und zwar nicht so zu studiren, dass er die Berichte über dieselbe einer strengen Kritik unterworfen, dass er selbst eine Zusammenstellung versucht hätte, sondern so, dass ihm historische Werke des Alterthums, wie z. B. Livius, Veranlassung

wurden, politische Reflexionen anzustellen. „Es machte ihm Freude, diese Reflexionen aufzuzeichnen, denn in ihnen erblickte er den Beweis, dass der ehemalige Verstand ungeschwächt ihm noch einwohne;“ und wie es sein Character mit sich brachte, der alles gleich in practischer Beziehung nahm, fasste er auch diese Reflexionen gleich so auf, dass sie ihm nützlich werden sollten.

Es kam ihm bei der damaligen Lage der Dinge Alles darauf an, sich der mediceischen Familie zu empfehlen, von welcher allein er wieder eine Anstellung im florentinischen Gebiet erwarten konnte. Er stellte also jene Reflexionen, so weit sie sich auf die Einrichtung und Behauptung von Fürstenthümern (man muss die neuen Fürstenthümer der Zeit in Italien im Auge behalten) bezogen, zusammen, und wollte sie dem Bruder Leo's X., Giuliano de' Medici, dem Herzog von Nemours, übergeben, denn er hoffte, Giuliano werde durch die Macht seines Bruders mit einem Fürstenthum ausgestattet werden, und entweder selbst erfahrene Diener brauchen oder doch durch den Dienst, den das Buch selbst leistete, für Machiavelli gewonnen werden.

Schon im December 1513 wurde diese Arbeit der Grundlage nach fertig, blieb dann aber liegen, weil, wie es scheint, ein Liebeshandel Machiavelli's geistige Thätigkeit auf weit angenehmere Art eine Zeit lang ausfüllte, als die politischen Reflexionen, und erst das Gerücht, Giuliano werde die Herrschaft über Modena, Reggio, Parma und Piacenza erhalten, scheint ihn von neuem zu seiner Arbeit hingezogen zu haben. Machiavelli eilte weder mit seiner Schrift, noch kam sie ihm so unendlich wichtig vor, wie sie dann wirklich geworden ist. Man hat sich den Kopf zerbrochen über die Absicht, welche er bei der Abfassung gehabt haben möge,

allein das Material des Buches war ihm bei dem Studium der alten Geschichte und bei deren Vergleichung mit der Geschichte seiner Zeit entstanden ohne Absicht; und dass er einen Theil dieses so entstandenen Materials gerade so fasste, davon erwartete er gewiss für Italien im Ganzen nichts, für die Einrichtung eines oder des anderen Fürstenthumes etwa eine verständige Grundlage; — die Hauptabsicht aber war die Sorge für sich selbst, er wollte sich den Mediceern empfehlen, wollte von ihnen eine Anstellung. Als Giuliano bald starb und er von diesem keine Anstellung mehr erwarten konnte, dedicirte er das Buch dem Sohne von Leo's Bruder Pietro, dem Lorenzo de' Medici dem jüngern, welchem Leo das Herzogthum Urbino, Pesaro, Sinigaglia und Montefeltro verschaffte.

Man hat sich den Kopf zerbrochen, auszudenken, was Machiavelli mit diesem Lorenzo für hohe Pläne gehabt; allein das Buch war ja lange fertig, ehe Machiavelli daran dachte, es diesem Manne zu überreichen, dem zu Gefallen er dann das letzte Kapitel noch hinzufügte.

Das Buch Vom Fürsten, oder *Il principe*, ist eine Zusammenstellung von Bemerkungen, Betrachtungen und Notizen über die Natur der fürstlichen Gewalt, wie sie damals in Italien erstrebt wurde, über die Weise ihrer Entstehung, Entwicklung und Behauptung; es ist also eine Naturlehre unbeschränkter Fürstenherrschaft, und es fehlt demselben, um als Bearbeitung eines Abschnittes der Wissenschaft der Naturlehre des Staates im Allgemeinen hingestellt werden zu können, nichts als eine etwas wissenschaftlichere Form.

Den übrigen Vorrath seiner politischen Reflexionen, welche besonders auf die Natur republikanischen Lebens sich beziehen, hat Machiavelli, obgleich in noch weit weniger wissenschaftlicher Hal-

tung, in seinen drei Büchern *Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio* niedergelegt. Sie sind ganz in demselben Sinne, mit demselben Geiste geschrieben, wie das Buch *Vom Fürsten*, haben aber lange nicht die politische, ja, welthistorische Bedeutung erlangt, wie dieses.

Diese höhere welthistorische Bedeutung lag aber nicht so wohl in dem Buche, als in der Entwicklung der Zeit. Das Streben, die Fürstengewalt frei zu machen von den Schranken, die ihr im Lehensstaat die Geistlichkeit, der Adel, die freien Städte, ja, hie und da oft sogar die freien Landsgemeinden gesetzt hatten, bemächtigte sich nach der Aufreißung des französischen Adels in den französisch-englischen — des englischen Adels in den yorkisch-lankasterischen Kriegen, nach dem Sinken der Kirche durch die Concilien und endlich durch die Reformation, kurz, bemächtigte sich im sechzehnten Jahrhundert und bis um die Mitte des siebzehnten so aller Regenten und Minister, dass man es als das Welthistorisch-Characteristische dieser Zeit anführen kann. In allen Ländern fast Europa's strebten die ausgezeichneteren Fürsten und Minister des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts danach, die bisherigen Lehensstaaten in wahre Monarchieen zu verwandeln. Dieses Streben und die damit verbundenen Kämpfe endeten dann freilich in den verschiedenen Staaten auf sehr verschiedene Weise; bald gelang es den Ministern, die Fürsten factisch zu Inhabern aller Staatsgewalt zu machen, wie in Frankreich, wo Richelieu dem Werk die Krone aufsetzte; bald wurden sie von den Elementen, die sie eben zu überwältigen suchten, selbst überwältigt, wie in England, wo das Haus Stuart diesem Streben sein Unglück verdankte, bald führte das Streben zur Auflösung des alten Feudalstaates, aber nicht zu Gunsten des obersten

Lehensherrn, sondern zu Gunsten des hohen Adels, der sich nun selbst in Monarchen und Landesherren verwandelte, wie noch Karl's V. Streben zu Unterdrückung der deutschen Freiheit in Deutschland.

Ueberall aber, wo dies Streben war, welchen Ausgang es auch haben mochte, gab das Buch Machiavelli's Von der Natur fürstlicher Gewalt die Grundzüge der Methode an, wenn auch Geister wie Richelieu selbst weit über Machiavelli, der mehr nur ein Mann von Talent als von politischem Genie war, standen. In den Händen aller Fürsten und Minister war Machiavelli's Principe. Karl V. studirte kein Buch fleissiger als das Machiavelli's vom Fürsten. Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich sollen das Buch in der Tasche gehabt haben, als sie ermordet wurden, und Richelieu studirte eifrig den Florentiner Politicus. Auch in England wurde das Buch häufig gelesen, und Pabst Sixtus V. machte sich einen eigenhändigen Auszug daraus. Ausgaben auf Ausgaben des Buches erschienen, und es kam am Ende dahin, dass man glaubte, Machiavelli habe niedergeschrieben, nicht, was man im Interesse der fürstlichen Gewalt zu thun habe, sondern was die Fürsten wirklich thäten; aber in dieser späteren Zeit thaten sie eben nur dies, weil ihnen Machiavelli das Interesse, das aus ihrer Lage, wenn man sie einseitig betrachtete, hervorging, kennen gelehrt hatte. In alle Sprachen Europa's, sogar in die türkische, wurde das Buch übersetzt.

³⁾ Charles de Secondat Baron de la Brede et de Montesquieu. Die Lebensumstände dieses Mannes sind weit einfacher und schlichter als die Machiavelli's; denn weder fiel seine Lebenszeit in eine Periode so mannichfacher Umwälzungen, noch seine Geburt in ein Land, wo sich so viele zersplitterte Kreise feindselig

begegneten, wie zu Machiavelli's Zeit in Italien. Bekanntlich waren die höheren Gerichts-, die Parlementsstellen, in Frankreich allmählig, wie fast alle dem Adel reservirten Aemter, erblich geworden, und Montesquieu's Familie besass eine Parlementsstelle in Bordeaux. In der Nähe dieser Stadt, auf dem seiner Familie gehörigen Schlosse Brede, wurde er am 18. Januar 1689 geboren und sofort zum Mitglied des Parlements von Bordeaux erzogen, also in den Vorkenntnissen und dann in den Kenntnissen des französischen öffentlichen und Privat-Rechts unterrichtet. Im Jahr 1714, als er 25 Jahr alt war, wurde er selbst Parlementsrath, und zwei Jahre später schon Président à mortier.

Montesquieu's Nebenbeschäftigung ging hervor aus dem Hingeben an eine gewisse satyrische Laune, an eine Art der Reflexion über Sitten und Einrichtungen, durch welche der Contrast, der in deren wirklicher Form und in deren ursprünglicher Intention lag, auf komische und zugleich ernste Weise hervorgehoben und benutzt wurde. Dieser Richtung verdankte sein erstes Werk, die *Lettres persanes*, welche er in Erholungsstunden auf seinem Schlosse Brede schrieb und 1721 vollendete, seine Entstehung. Da das Buch einer Richtung der Zeit schmeichelte, welche einerseits in hergebrachten Formen eingeengt und durch längere Ruhe selbst auf Neuerungen lüstern zu nennen war, machte es das grösste Aufsehen, und trotz der Spöttereien, welche darin auch über kirchliche Gegenstände enthalten sind, trotz des darauf gegründeten Widerspruchs des Cardinals Fleuri wurde Montesquieu dennoch im J. 1728, besonders durch den Einfluss des damaligen Directors, des Marschalls d'Estrées, Mitglied der französischen Academie, die er selbst

zum Theil in seinen *Lettres persanes* persifflirt hatte.

Bereits zwei Jahre vor seinem Eintritt in die Academie hatte Montesquieu seine Stelle im Parlement von Bordeaux aufgegeben, um ganz den Wissenschaften leben zu können, und, was mit seinem früheren Rechtsstudium zunächst im Zusammenhang stand, die römische Geschichte war Gegenstand seiner Reflexionen geworden, so wie die Rechtsgeschichte und die Bildung von Rechts- und Staatsverhältnissen überhaupt. Er hatte das bestimmte Gefühl, die bestimmte Einsicht, dass in der Natur der Verhältnisse selbst, dass in den den wirklich gestalteten Verhältnissen unterliegenden Principen eine Gewalt liege, welche das eigentlich Bestimmende der Staatsbildung sei, und er suchte danach sich geistig dieser Principe, dieser Elemente gewissermassen des Staates zu bemächtigen. Da er aber trotz seiner Einsicht, dass die Rechtssubstanz und der Staat ein früheres Dasein habe als das einzelne Recht, dass sie also nothwendige Attribute des Menschenlebens seien, doch nicht dazu kommen konnte, die Gründung wirklicher Staaten anders, denn als einen Act der Willkühr zu fassen, kam er auch nur zu der richtigen Ansicht im Allgemeinen, dass Staatsformen, welche dem lebendigen Princip eines Staates widersprächen, sich entweder nicht zu halten vermöchten, oder schwache, ja, zum Theil widersinnige Institute seien. Das lebendige Princip eines Staates nannte er dessen Triebfeder; die diesem Princip analog entwickelte Verfassung des Staates die Natur desselben. Da er aber die Staaten nur nach formellen Unterschieden in Republiken und Monarchieen, und jene wieder in Demokratieen und Aristokratieen, diese in beschränkte Monarchieen und Despotieen theilte; so

suchte er auch alle Principe der Staatenbildung nur auf vier jenen formell unterschiedenen Staatswesen entsprechende zu reduciren, und konnte, indem er das Formelle als das Wesentlich-Unterscheidende ansah, nur auf abstracte Begriffe als auf Principe zurückkommen, statt auf wirkliche Elemente. Seine Principe sind: 1) Für die Demokratie die Tugend. Die Bemühungen der Engländer, die Bemühungen Sylla's, die Republik einzuführen, seien gescheitert an dem Mangel der Tugend. Die Tugend denkt er sich nämlich als den abstracten Gegensatz von Ehrsucht und Habsucht, also, allgemeiner gefasst, als den Gegensatz des Egoismus. 2) Für die Aristokratie ebenfalls die Tugend, nur in eingeschränkterem Maasse, nämlich wenigstens in Beziehung auf die herrschende adelige Gemeinde, wodurch sie in die Eigenschaft sittlicher Mässigung verwandelt wird. 3) Für die Monarchie sei die Tugend nicht nöthig, denn sie könne ohne Vaterlandsliebe, ohne wahren Ruhm, ohne Selbstverläugnung und Aufopferung dessen, was man am liebsten hat, kurz, ohne alle Heldentugenden bestehen, weil die Gesetze so ganz die Stelle aller dieser Tugenden verträten, dass man ihrer gar nicht nöthig habe. Ausgeschlossen sei freilich die Tugend in Monarchieen nicht, doch sei sie auch nicht Princip, dies sei vielmehr die Ehre, das über Rang und Stand angenommene Vorurtheil. Desshalb setzte die Monarchie privilegierte Classen voraus, und der Ehrgeiz der Einzelnen, das gerade Gegentheil der republikanischen Tugend, sei ihr nützlich. Die Ehre, d. h. hier also der Eigennutz, sei es, der die ganze Staatsmaschine in Gang bringe, und durch den Stoss, den sie den einzelnen Theilen gebe, alle mit einander verbinde. Zuletzt finde es sich denn, dass jeder,

indem er nur sein eigenes Bestes zu befördern glaube, das gemeine Beste befördere. 4) Für die Despotie die Furcht, welche gerade den ausgezeichnetsten und mächtigsten Unterthanen am meisten nahe gelegt werden müsse, wesshalb hier die Ehre nicht als Princip gehegt werden dürfe.

Wenn Montesquieu auf diese Weise im Ganzen einen richtigen Griff that, so ist es klar, dass er im Einzelnen nur Caricaturen darstellte, und die vielen, vielen richtigen Bemerkungen, Beobachtungen und Notizen gehen unter in Räumen, welche auf die grauenvollste Weise beleuchtet sind. Gerade das, was das Richtige in Montesquieu's Auffassung war, dass jeder Staat ein Streben habe, sich seinen Principen, seinen Elementen analog zu entwickeln, und dass desshalb der Mensch, wo er in diese Entwicklung eingreife, sich zuerst der Principe zu versichern und diesen gemäss zu gestalten habe, — gerade das wurde durch die einseitige, unrichtige, abstracte Angabe der Principe selbst zu dem Verderblichsten gemacht, und eine sittliche Verehrung republikanischen Strebens und zwar rein demokratischen Strebens, wurde so auf scheinbar wissenschaftlichem Wege gegründet, welche später die blutigsten Früchte trug und doch nur zu politischen Caricaturen führte. Da er alle Theile und alle wahren Elemente und Principe des Staatslebens vom Gesichtspunct jener vier Principe betrachtete, also das Familienleben, die Verhältnisse des Dienstes, des Grundbesitzes, Handels, der Religion u. s. w.; so brachte er auch in Beziehung auf alle wunderbare, verschobene Ansichten in Umlauf, ohne selbst die daraus hervorgegangenen falschen Richtungen zu theilen, denn bei seiner tiefen Kenntniss der französischen Geschichte und Verfassung wusste er recht wohl im Einzelnen den vernünfti-

gen Anfangspunct jedes Theiles der heimischen Verhältnisse zu fassen, und zeigt dies besonders in den Abschnitten seines Werkes, die vom Lebewesen handeln.

Dadurch werden dann in dem Buche zwei Elemente gewissermassen geistig unverbunden neben einander gestellt, denn dass das Princip des Lebewesens nicht ganz rein in dem Begriff der formellen Ehre aufgehen könne, fühlte, wie man ihm deutlich nachfühlt, Montesquieu selbst sehr bestimmt. Die Betrachtung der chinesischen, persischen, türkischen Despotieen einerseits, des classischen Alterthums andererseits bildeten die Grundlage der wissenschaftlichen Eintheilung und Abtheilung seines Werkes vor; in das Lebewesen und die damit zusammenhängenden Institute war er aber selbst zu sehr verwachsen, als dass er gleich Machiavelli in jener Substanz so rein hätte aufgehen können, und so erscheint auch in seinem Werke ein Gegensatz nicht ausgeglichen, dessen Vorhandensein überhaupt seine Zeit auszeichnet — nämlich der Gegensatz italienischer an den Mustern des Alterthums und Machiavelli's gebildeter Politik und vorhandener germanischer Verfassungsformen.

Montesquieu's Werk *De l'esprit des lois* ist eine Physiologie des Staates im grossartigsten Style angelegt, die aber durch eine falsch gebaute Basis nun in fast allen ihren Theilen schief ist.

Um dieses Werk, welches er schon, während er sich mit der römischen Geschichte beschäftigte, vorbereitete, reicher auszustatten, universeller wichtig zu machen, bereiste Montesquieu nach seiner Aufnahme in die Academie Deutschland, Ungarn, Italien, Schweiz, Holland und England. Zunächst nach seiner Rückkehr schrieb er dann auf seinem Schlosse von Brede sein Werk fertig: *Sur la cause*

de la grandeur et de la décadence des Romains, welches 1734 erschien. Die Betrachtung des Ueberganges des römischen Staates aus einer Republik in eine Despotie scheint vorzüglich seine Ansichten über die Principe der Demokratie und Despotie bestimmt zu haben. Sein grösseres Werk: *L'esprit des lois*, erschien zuerst 1748 in Montesquieu's 59stem Lebensjahre. Sechs Jahre später starb Montesquieu am 15. Febr. 1755 allgemein betrauert. Noch hatte er gegen eine Kritik des *Esprit des lois* vom Abbé Bonnaire eine *Défense de l'esprit des lois* geschrieben, welche aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde.

Seine Ansichten haben dann vorzüglich den zum Reflectiren aufgelegten Zeitgenossen Ludwig's XVI. eine bestimmtere Richtung gegeben, und man kann eines Theils die Verehrung der Republik während der französischen Revolution als sein Werk bei dem oberflächlicheren Theil seiner Leser, die Verehrung der englischen Verfassung (in welcher dieselben Gegensätze wie in Montesquieu unausgeglichen vorhanden waren) als sein Werk bei dem gründlicher gebildeten Theil seiner Leser betrachten.

Bei viel grösserer geistiger Tiefe ist Montesquieu doch nicht in dem Grade welthistorisch wichtig geworden wie Machiavelli, weil dieser auf einen engeren Kreis sich beschränkend, fast überall das Richtige, jener ausserordentlich viel carikirtes und unhaltbares ausgesprochen hatte.

4) Karl Ludwig von Haller, aus einer Patricierfamilie von Bern, welche Deutschland schon einen ausgezeichneten Schriftsteller gegeben hat. Sein Vater war Mitglied des Berner Rathes und Amtmann. Er selbst wurde am 1. August 1768 geboren, wie er sagt in der Vorrede zu seinem grösseren Werke, und erhielt eine Erzie-

hung in der gottesfürchtigen und strengen Weise der Berner Aristokraten, die (wenn irgend eine Aristokratie!) das Princip, das Montesquieu den Aristokraten als das ihres politischen Lebens vorschreibt, nämlich das der Mässigung, in allen Jahrhunderten beobachtet haben. Er verlor bereits in seinem achtzehnten Jahre seinen Vater und, nachdem die französische Revolution auch auf die Schweiz einwirkte und sie umgestaltete, wanderte er von Bern aus, und hielt sich längere Zeit besonders in Wien auf, 1801 — 1806. Nach seiner Rückkehr nach Bern im Frühjahr 1806 trat er als Professor der Staatenkunde und des allgemeinen Staatsrechts, wozu er berufen worden war, auf, und gab, um bei seinen Vorlesungen zu Grunde zu liegen, im März 1808 sein erstes bedeutendes politisches Werk, das Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, heraus, in welchem dem Wesentlichen nach schon seine ganze politische Ansicht dargelegt war. Seine politische Ansicht ist entstanden aus der Opposition gegen die von Frankreich ausgehenden ideokratischen Lehren. Diese waren der gerade Gegensatz des bestehenden historisch erwachsenen, mannichfach verschränkten und von der höchsten Gewalt zum Theil ganz aus dem Gleichgewicht gerissenen französischen Reiches; ihre Basis war' der Ausspruch, dass alle Menschen ursprünglich gleich frei geboren seien, und dass alle Ungleichheit, folglich auch alle Beschränkungen der Freiheit des Einzelnen und alle Ausstattung mit öffentlichen Gewalten von dem Entschluss der Masse ausgehen müsse, welcher Entschluss, da er die ursprüngliche Quelle, das Fundament aller übrigen Verhältnisse sei, auch so gefasst werden müsse, dass die Einzelnen dabei in ihrer ursprünglichen Gleichheit in Berücksichtigung kämen — also durch

Stimmenmehrheit. Diese öde, mechanische, arithmetische Architectur politischer Verhältnisse stiess v. Haller zurück, und er unternahm es, im Gegensatz dieser unnatürlichen, carikirten Theorie die Gewalt natürlicher Verhältnisse und die Natur lebendiger Entwicklung geltend zu machen. Die abstracteste Fassung der in der französischen Revolution wirkenden Ideokratie hatte in Deutschland statt gefunden durch den im Jahr 1776 von dem Prof. Adam Weisshaupt in Ingolstadt gestifteten Orden der Illuminaten, welcher den Grundsatz der Gleichheit so fest hielt, dass er auch die Unterschiede der Volksthümlichkeit nicht achtete, und die Darstellung der Grundsätze und Geschichte dieses Ordens vom Abbé Barruel hat ohne Zweifel auf Haller den grössten aber nicht den wohlthätigsten Einfluss gehabt, denn die Barruel'sche Darstellung bestimmte ihn auch, sein Streben auf eine abstracte Spitze zu treiben, so dass er, indem er den hohen Werth des Unmittelbaren geltend machte, doch das unmittelbare Dasein und das geistig gerechtfertigte Dasein völlig identificirte, und bei der weiteren Entwicklung seiner Ansicht das Staatsrecht demzufolge völlig in den Kreis des Privatrechts hineinzog. Das Ziel der Illuminaten war, die völlige Gleichheit der Individuen so weit zu verwirklichen, dass alle allgemeinen Verbände sanken und der Naturstand wieder einträte, in welchem jeder Hausvater Souverän sei — die Jacobiner hingegen legten diese Souveränität des Einzelnen schon zum Grunde und liessen durch die Entschliessungen der Mehrzahl dieser Souveräne in den Urversammlungen allgemeine Verbände und Gewalten herstellen, denen nun die Souveräne sammt ihren Verhältnissen, scheinbar durch eigenen Entschluss, völlig untergeordnet waren, so völlig, dass sie auch in keiner Hin-

sicht etwas privatrechtlich festgestelltes hatten, dass alles Privatrecht aufhörte. Haller dagegen sieht in jedem festen Staatsbestand nur ein System privatrechtlicher Verhältnisse, und nimmt für öffentliche Verhältnisse dieselben Rücksichten in Anspruch, wie für einen Kaufcontract u. dergl. Dies ist die eine üble Einwirkung. Die andere geht von einer anderen Seite des Barruel'schen Werkes aus. Barruel nämlich, statt die revolutionäre Richtung in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts anzusehen als Resultat eines allgemeinen geistigen Zustandes der Zeitgenossen und einer überall unter ähnlichen Bedingungen ähnlichen Entwicklung, schreibt sie vielmehr einzig und allein der weiten Verbreitung geheimer Gesellschaften zu, welche in dem Illuminatenorden ihren Ausgangspunct gehabt hätten, und so ist in Haller die Vorstellung erzeugt worden von der Nothwendigkeit ähnlicher Verbrüderung zum Schutz des bestehenden. Dies hat den Mann, der so ausserordentlich viel Tüchtiges und Schönes sonst in seinem Werke hat, am Ende zu einer Reihe von Verschrobenheiten und zu einem Fanatismus geführt, der sich in seinem früheren Werke noch nicht findet, in der Restauration der Staatswissenschaften aber, welche seit 1820 in Winterthur erschienen und wovon bis jetzt der erste bis vierte und der sechste Band herausgekommen sind, auf jeder Seite spukt.

Trotz dieser verkehrten Seiten in Herrn von Haller's Schriften sind sie doch immer in vieler Hinsicht das Eigenthümlichste, was in neuester Zeit über Politik geschrieben ist; und wer es versteht, sich durch den frischen Gegensatz gegen ein krankhaftes Extrem zur gesunden Mitte führen zu lassen, wird aus der Lectüre von v. Haller's Werken die segensreichsten Früchte gewin-

nen können. Auf jeden Fall meint es der Mann von Grund aus ehrlich und gut, und verdient auch nicht entfernt die Verketzerung, die man ihm fast allenthalben hat angedeihen lassen. — Am besten ausgeführt ohnstreitig ist die polemische Partie gegen die Jacobiner, welche alle Verhältnisse umkehren, das Volk zum Souverän, die Herrschenden zu dessen Dienern machen; den allgemeinen, d. h. den durch die arithmetische Uebermacht festgestellten, Willen als höchstes und im Grunde einziges Gesetz hinstellen und vis-à-vis dieses Gesetzes kein Privatrecht achten; dadurch das ganze öffentliche Verhältniss auf eine Maschinerie reduciren, welche willkührlich durch neue Entschlüsse der Mehrzahl (mit Vorbehalt des Insurrectionsrechtes und der Insurrectionspflicht der Minderzahl, wo die Mehrzahl den Urrechten etwas vergiebt) geändert werden könne.

Auch das Haller'sche Werk ist eine Physiologie des Staates und eine minder verschrobene als die Montesquieu's, weil er von der Achtung des Natürlichen, des Unmittelbaren ausgeht, und nicht wie Montesquieu vom Abstracten. Allein der Gegensatz des Staatsrechts, wie es seit Machiavelli entwickelt worden ist, zu den Formen germanischen öffentlichen Lebens, den wir bei Montesquieu unausgeglichen fanden, ist von ihm ebenfalls nicht rein ausgeglichen.

Montesquieu hatte eine Ausgleichung dieses Gegensatzes gewissermassen in der englischen Verfassung gesehen, und darin liegt allerdings etwas vollkommen richtiges; — allein das Richtige hat man nicht richtig zu fassen vermocht, und hat so den Gedanken der constitutionellen Monarchie ausgebildet, welche diesen Gegensatz nicht enthält, sondern in ihrer gäng und geben Form nur einen unvollendeten jacobinischen Staat herstellt, so dass

v. Haller vollkommen Recht hat, wenn er gegen sie, wie gegen den Urheber des Gedankens derselben, gegen Montesquieu, eifert. Montesquieu bildete seine Vorstellungen von der constitutionellen Monarchie England's und von ihr überhaupt durch das Studium Locke's vor (John Locke Two treatises of government. London 1690. 8.), welcher, in den ideokratischen Bewegungen der englischen Revolution gebildet, schon die Staatsgewalt zu analysiren suchte, und eine legislative, executive und föderative Gewalt in ihr vereint findet, und die gesetzgebende Gewalt an einen Ausschuss aus dem Volke, welches nur zur Sicherung der Privatrechte den Naturstand verlasse, übertragen wissen will. Montesquieu bildete dann diese Theorie weiter dahin aus, dass er die durch diese Analysis gefundenen Richtungen der Gewalt (bei ihm législatif, exécutif und judiciaire) selbstständig fundirt wissen wollte, und diese Verselbstständigung der Gewalten bildet dann einen Haupttheil des politischen Unsinnns der neueren Zeit. Stellt man an die Stelle des Gedankens der constitutionellen Monarchie den der ständisch-organischen Monarchie, so hat man allerdings eine Ausgleichung jenes Gegensatzes, und eine Ausgleichung, welche v. Haller zwar öfter berührt, aber keinesweges in ihrer gebührenden Wichtigkeit hervorhebt.

Drei Elemente des Staates giebt v. Haller ganz richtig an: die grundherrliche Gewalt, die priesterliche und die militärische. — Die Gestaltung von Nomadenstaaten lag ihm zu sehr seitab; die von Banquierstaaten kannte er wohl nicht einmal hinlänglich; die Ideokratie lässt er gar nicht gelten und eifert gegen sie als gegen die Chimäre des künstlich bürgerlichen Zustandes. Jene drei

Staaten aber, die aus dem Ackerbauerstaat heraus entwickelte Fürstengewalt, (wie er es nennt: den Patrimonialstaat) dann den Priesterstaat und den Kriegerstaat, welche er als die einzigen natürlichen in Betrachtung zieht, bespricht er anziehend und lehrreich, und so, dass er in den meisten Fällen ihre wahre Natur darstellt.

In Folge seines Uebertrittes zur katholischen Kirche wurde v. Haller von allen öffentlichen Aemtern im Canton Bern ausgeschlossen; er selbst resignirte auch darauf, und lebte hierauf in Paris, wo er im Sommer 1824 eine Anstellung als Publicist im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Am 4. Nov. 1824 naturalisirte ihn Karl X. Die letzte Revolution hat Herrn v. Haller wieder um seine Stelle gebracht.

E r s t e r T h e i l.

Von den Elementen des Staates.

E r s t e s K a p i t e l.

Der Mensch.

Die Familie.

§. 1. Von allen Verhältnissen, welche der Staat umfasst, ist das der Familie das unmittelbarste, von der Natur am meisten mit Nothwendigkeit gegebene. Es hat zwar auch der ehelose Mensch in der politischen Entwicklung der Welt mehr als Eine Stelle gefunden, wo er welthistorische Wichtigkeit erhalten hat, wie z. B. der geistliche Stand der katholischen Kirche; doch sind ehelose Menschen noch keine familienlosen, und diese finden sich etwa nur in den Ja-

ritscharen und Mamelucken von Einfluss auf Staaten- und Völkerschicksale. Aber auch, wo sie sich nun in dieser Weise finden, bilden sie für sich keinen Staat, sondern sie sind ein künstlich gebildeter, kein natürlicher Stand eines Staates, ein Stand, der seiner Existenz nach doch immer wieder auf der Existenz von Familien ruht*). Keine Staatsform hat je bestanden, die sich des Elementes der Familie hätte entäussern können, hingegen kann sich der Staat unter Umständen aller anderen Formen baar zeigen, und alle ihm nothwendigen Lebens Elemente noch in dem Kreis und der Form einer Familie umschliessen. Ohne die Familie wäre keine Entwicklung menschlicher Verhältnisse denkbar; sie ist der von der Natur gegebene, natürlichste und unmittelbarste Anfangspunct des Staates. Man kann deshalb auch alle Reflexionen über Zweck und Nutzen derselben bei Seite lassen.

Der Anfang der Verbindung selbst, welche wir Familie nennen, liegt in zwei Momenten: einmal in der Liebe und zweitens in der Bedürftigkeit, und zwar stehen beide Beziehungen wieder unter sich in Beziehung, nämlich so, dass die Liebe, wie sie sich als Zug im Character eines Volkes zeigt, bedingt ist durch den Grad der natürlichen Bedürftigkeit des Einzelnen. Je südlicher gelegen ein Land, je reicher beschenkt also dessen Bewohner von der Natur sind, je weniger tief im Gemüth gegründet findet sich die Lie-

*) Die geistlichen Ritterorden, der Jomsvikingerstaat u. dgl. sind im Grunde nur wucherische Triebe, die, sie mögen sich noch so selbstständig hinstellen, doch erst auf andern Staaten fussen.

be, welche die Familie bindet*). Je leichter der einzelne Mensch eine Basis seiner Subsistenz gewinnt, je leichter reisst er sich von der Familie los**).

Die Verhältnisse, welche von diesen beiden in der Natur der Familie liegenden Momenten gewissermassen erzeugt sind, welche eben diese Momente selbst sind, nur in bestimmter, stätiger und durch Sitte oder Gesetz zu Rechten gewordener Form, sind die Ehe und der Dienst. Es ist nicht blos der Trieb der Fortpflanzung, der sinnlichen Liebe oder der geistigen Ergänzung, der Liebe in höherem Sinne also, welche die Familie gründet, denn jene könnte walten, ohne Familien zu gründen, wie in den s. g. Matrosenehen; diese kann statt haben, ohne irgend eine Familienbeziehung zu schaffen. Vielmehr ist es (die Sache im Ganzen und so betrachtet, wie sie sich in natürlicher Weise bietet), — es ist ein Resultat beider Beziehungen, der Ehe und des Dienstes, welches erst die wahre Familie ausmacht.

Von beiden Elementen der Familie, von Ehe und Dienst, wird noch weitläufiger zu sprechen sein; von den verschiedenen, mannichfaltigen und in der That (wenn man sich auf alles Einzelne einlassen wollte) unzählbaren Weisen ihres Vorkommens, von der blosen Scheinehe der Näirs auf der Küste Malabar***)

*) Man vergleiche Italien und Deutschland. Man muss Länder vergleichen, wo ohngefähr dieselben Thätigkeiten nähren, denn die Nahrungsweisen verändern die Sache; ein Nomade ist allezeit auch in südlicheren Gegenden strenger an das Familienverhältniss gewiesen.

**) In Nordamerika; in grossen, reichen Städten etc.

***) „Die Näir's (auf der Küste Malabar) heirathen ein Mädchen ihrer Kaste, und zwar ehe das Mädchen 10 Jahr alt

bis zu der strengen, christlichen Ehe, wie sie von der katholischen Kirche zu allen Zeiten allein anerkannt worden ist; von der losen Dienstbarkeit einer in dem Bewusstsein geliebt zu sein mächtigen Frau im Hause bis zu der eines Negersklaven werden wenigstens die HAUPTERSCHEINUNGEN einzeln erwähnt werden. Es wird da also auch von den verschiedenen Weisen der Eingehung der Verhältnisse der Ehe und des Dienstes noch gesprochen werden. Der Bestand des Familienverhältnisses ist da, wo eine allgemeinere Form des Staates schon vorhanden ist, allemal durch diese garantirt, und die Staatsform ihrerseits wieder durch die Form, in welche die Familie entwickelt ist, bedingt. Hingegen da, wo die Familie selbst der Staat ist, muss sie in ihrem Schoosse ein Verhältniss, ein Institut, eine Sitte entwickeln, durch welche die Garantie des Bestandes der Familie gegeben ist, und dies ist die Blutrache, welche alles schützt, was als wesentlicher Bestandtheil der Familie erscheint: das Leben und die Ehre der einzelnen Glieder der Familie (auch der Diener, für die der Herr das Blutgeld fordert), so wie die Reinheit des Verhältnisses im Ganzen. Bilden sich allgemeinere politische Formen, so besteht doch oft die Blutrache noch

ist; — aber der Mann wohnt nie seiner Frau bei. Sie erhält von ihm Kleider, Schmuck, Lebensmittel; hält sich jedoch bei ihrer Mutter und, wenn diese todt ist, bei ihren Brüdern auf, darf übrigens bei einem jeden schlafen, welcher ihr behagt, wenn der Geliebte nur von derselben oder von einer höheren Kaste ist. Sie ist stolz auf die Menge ihrer Liebhaber. Ein jeder, der zu ihren Gunstbezeigungen gelassen wird, macht ihr und ihrer Mutter Geschenke, welche jedoch nicht so kostbar sind, dass sie als Lohn betrachtet werden könnten.“ Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate. I. 409.

als Rest des früheren Zustandes fort, und stirbt erst allmählig aus, und zuletzt dann bei den Ständen, bei denen die Familienbeziehungen den höchsten Werth haben. Aufgelöst wird die einzelne Familie durch den Tod ihrer Mitglieder; — ist dieser ein simultaner, so hat die Familie selbst ein Ende, und dann lässt sich natürlich von dem Uebertragen der Rechte, Besitzungen, Functionen, kurz, des ganzen rechtlichen Status des Gestorbenen auf ihn überlebende Verwandte nicht reden. Da aber dies nicht die Regel ist, dass alle Familienglieder zugleich ihren Tod finden, so entwickelt sich natürlich aus dem Leben der Familie durch längere Zeit eine bestimmte Weise der Vererbung, ein Erbrecht.

Das Erbrecht aber ist wesentlich ein anderes da, wo die Sitte der Blutrache herrscht, und da, wo diese schon zurückgetreten, wo sie verschwunden ist. Wenn nämlich die Blutrache auch als eine heilige Pflicht auf der ganzen Familie, auf dem Stamm sogar ruht, muss doch bei Verletzungen, die das Leben eines einzelnen Familiengliedes abschneiden, eine Art Rangordnung eintreten in der Verpflichtung der überlebenden Familienglieder zu der in der Regel mit grosser Gefahr verbundenen Blutrache. Der nächste Bluträcher muss aber für die grössere Last, die er trägt, auch die grösseren Vortheile haben, und so findet sich überall die nächste Verpflichtung zur Blutrache auch mit vorzüglicherem Erbrecht verbunden, entweder, weil man den im Erbrecht Bevorzugtesten am natürlichsten als den Rächer auswählt, oder, weil man dem Rächer das bevorzugtere Erbrecht ertheilt. Auf dieser eigenthüm-

lichen Verbindung von Ansichten beruht bei allen patriarchalischen Völkern der Vorzug der erstgeborenen Söhne, oder, besser gesagt, des ältesten Sohnes vor den übrigen beim Erbrecht, wodurch sich ganz von selbst reichere und ärmere, politisch bedeutendere und unbedeutendere Geschlechter in demselben Stamme bilden. Da das Erbrecht, in wiefern es bloße Privatbeziehungen enthält, uns hier nicht interessirt, so bleibt uns zu weiterer Besprechung nur jene Weise des Erbrechts, welche dem ausgedehnteren Nomaden- oder Klanstaat seine Form giebt, nämlich die Bevorziehung der Erstgeburt, und von den Familienverhältnissen überhaupt treten die Ehe, die Blutrache, der Vorzug der Stammältesten und die Dienstbarkeit in der Familie als die politisch wichtigeren hervor.

§. 2. Wenn in politischer Hinsicht von der Ehe Die Ehe. gesprochen wird, so ist der Bereich dessen, was man darunter versteht, natürlich weiter, als wenn man etwa in kirchlicher Hinsicht den Gegenstand abhandelt. Man muss dann wohl alle Verhältnisse von Personen verschiedenen Geschlechts, welche die Erzeugung von Kindern zur Folge haben können, und welche den Besitz der Kinder und die Disposition darüber nicht bloß der Mutter überlassen, als Ehe bezeichnen; so dass also auch das Concubinat in allen den Formen, wo der Vater sowohl eine Verpflichtung hat, für die Kinder bis auf einen gewissen Grad Sorge zu tragen, als ein Recht auf ihre Erziehung und Thätigkeit, so dass auch dieses Concubinat unter die ehelichen Verhältnisse gerechnet werden muss. Hingegen können alle solche Verhältnisse, welche wohl die Erzeugung

von Kindern zur Folge haben können, aber nur eine Familienbeziehung der Mutter zu dem Kinde begründen, nicht unter die ehelichen Verhältnisse gerechnet werden. Da diese Art von Verhältnissen ebenso wie Mönchsorden nur ein Erzeugniss und ein Auswuchs schon ganz künstlicher Staatseinrichtungen sind, im Naturzustande aber als höchst seltene Ausnahme erscheinen, da sie überhaupt unter den politischen Elementen keinen Platz haben können, sondern höchstens als mit manchen Lebensweisen regelmässig verbundene Uebel erscheinen, so übergehen wir sie ganz, und betrachten die Ehe nach den verschiedenen Richtungen und Gestalten der sie bei den verschiedenen Völkern erzeugenden Ansicht. In dieser Hinsicht aber ergiebt sich zuvörderst ein zwiefacher Unterschied, ob nämlich eine Ehe geschlossen ist, blos in Folge einer rein subjectiven Beziehung der Leidenschaft, sei diese nun eine höhere von mehr psychischer oder eine niedere von mehr physischer Natur, — ob also blos die subjective Begierde sie gegründet hat, und ob dann die Folgen der gegründeten Ehe nur als nothwendige Uebel ertragen werden; oder ob dies nicht der Fall ist, die Folgen selbst als nothwendige Bedingungen höherer menschlicher Bildung erfasst und deshalb als ein Segen betrachtet werden, was nicht möglich ist, wenn nicht die persönliche Begierde, die subjective Leidenschaft als das Untergeordnete und die Rücksicht auf das objectiv Förderliche des Verhältnisses als das Dominirende bei der Eingehung desselben erscheint.

Ich nenne jene Ehe, die ein rein subjectives Verhältniss zur Grundlage hat, eine unsittliche Ehe,

weil sie der Intention nach ganz egoistisch, dem Bestand nach in jeder Weise precär ist, selbst bei dem besten Willen, in derselben leidenschaftlichen Beziehung zu verharren. Jede Begierde hebt sich selbst auf, und selbst wenn sie sich immer von neuem erzeugen könnte, wäre dies doch nur möglich, wenn beide Ehegatten im Ganzen in demselben geistigen Zustande verharrten; dies ist schon durch die Altersentwicklung auch in geistiger Hinsicht unmöglich und ein ganz gleichmässiges Fortschreiten auf beiden Seiten undenkbar, sobald die subjective Beziehung das einzig Verbindende ist, und nicht die Ehegatten sich in der Beziehung zu einem dritten Object fortbilden, dessen Beachtung sie in gleichem Schritt erhält.

Die andere Weise der Ehe, wo die persönliche Beziehung als das Untergeordnetere erscheint, wo man bei Eingehung derselben also weniger die Befriedigung einer Begierde und Leidenschaft als das Förderliche des Verhältnisses selbst, wo man die Ehe als ein objectiveres Verhältniss im Auge hat, ist wieder wesentlich eine andere, je nachdem man das Förderliche des Verhältnisses mehr in sinnlichen oder mehr in geistigen Gütern sucht, und da, wo das erstere der Fall ist, tritt zwar immer ein höheres standhaltenderes Verhältniss ein, als wo die blosse Leidenschaft der Liebe das regierende ist, aber doch immer nur ein solches Verhältniss, das durch objectiv-natürliche Interessen, durch mit demselben verbundene Dienstleistungen oder sinnliche Güter, fester fundirt wird, und ich sondere deshalb diese Weise der Ehe unter der Bezeichnung natürliche Ehe wieder von der Gattung von Ehen, welche weder in einer blos subjecti-

ven Beziehung, noch in einem bloß natürlichen Bedürfniss ihren Grund haben, sondern als bürgerlich oder im höheren Sinn menschlich nothwendiges Verhältniss gefasst werden. Diese letzte Gattung der Ehen bezeichne ich als die sittlichen Ehen.

Unter diese drei Rubriken, der natürlichen, sittlichen und der unsittlichen Ehe, werden sich so ziemlich alle verschiedenen Verhältnisse, welche noch den Namen Ehe verdienen, subsummiren lassen. Nur muss hiebei noch zweierlei bemerkt werden: 1) dass die Formen und Bedingungen der Ehen bei den verschiedenen Völkern unzählige Nuancen bieten, die zu berücksichtigen keinesweges hier die Absicht ist; 2) dass immer noch ein grosser Unterschied ist zwischen der Ansicht der Ehe, welche bei einem Volke deren Form und Recht bestimmt, und der Ansicht, welche das einzelne Glied des Volkes bestimmt zum Eintritt in dieselbe. So ist z. B. bei uns die Ehe als eine sittliche gefasst, und die Ansichten von derselben, welche Form und Recht derselben in unseren protestantischen Staaten bestimmt haben, schwanken zwischen einer religiösen und einer politischen Grenzlinie — allein dass demohnerachtet eine unendliche Zahl von Ehen, theils in Folge subjectiver Begierden, theils in Folge bloß natürlich-sinnlicher Interessen, also z. B. um eine tüchtige Gehülfin oder um Geld zu bekommen, geschlossen werden, ist nicht zu läugnen; diese Gesichtspuncte der Einzelnen werden aber weiter von der Gesetzgebung nicht geachtet, die Gesetzgebung hält bei uns die sittliche Ansicht der Ehe fest, während sie anderwärts, z. B. in der Türkei, nur die natürliche Ansicht zu der bestimmenden macht.

Nur diese von den Gesetzgebungen festgehaltenen Gesichtspuncte werden von uns zu berücksichtigen sein; doch muss bemerkt werden, dass die einseitige Gestaltung der Ehe in der Gesetzgebung, z. B. das Festhalten der sittlichen Ansicht, zwar zuweilen auch sittlichend förderlich wirken kann; — allein es hat diese einseitige Gestaltung auch ihre entsittlichende Wirkung, indem sie in hundertfältigen Beziehungen zu blosem Schein führt. Das Beispiel der Gesetzgebung der Hindu, welche mehrere Gattungen der Ehe und jede mit verschiedenem Recht statuirt, ist wenigstens immer das vorzüglichere vor dem Beispiel der christlichen Völker des Südens, welche nach der Weise moderner Civilisation der Frau gesellschaftliche Gleichheit zugestehen, aber wo die Ehe so oft eine völlig leere Form wird. Hie und da, z. B. früher in Portugal hinsichtlich der Jugendehe des Adels, noch jetzt in Brasilien hinsichtlich mancher anderen Form des Geschlechtsverhältnisses, hat dann auch die Natur der Sache zu im Grunde verschiedenen Arten von Ehen geführt, wenn auch die eine Gattung nur als Concubinat von der Gesetzgebung behandelt wird. Das Familienverhältniss in den verschiedenen Ständen eines organisch - systematischen Staates erleidet zum Theil wesentliche Umstellungen durch Standesbestimmung und anderweitige Lebensart. In der Rechtsbildung sollten solche Nuancen nie ganz unberücksichtigt bleiben, welche Rücksicht statt finden könnte, ohne darum das Halten an einer Grundansicht von der Ehe für alle aufzugeben.

Betrachten wir nun die Ehe in ihren einzelnen politischen Formen, und zwar zuerst in solchen Staa-

ten, welche noch ganz auf von der Natur gegebene und gehaltene Interessen basirt sind, so tritt uns ein wesentlicher Unterschied entgegen zwischen Staaten, in denen die dominirende Thätigkeit von der Art ist, dass die Frau dem Manne eine wesentliche Hülfe in seinem Geschäft, und zwischen solchen, in denen die Verhältnisse so sind, dass die Frau hinsichtlich des Geschäftes wesentlich eine Last ist.

Wo die Frau dem Manne eine wesentliche Hülfe ist, wie beim Nomadenleben, selbst beim Ackerbauerleben, war sie, ehe sie Frau wurde, auch eine wesentliche Hülfe der Eltern und durch die Verheirathung verlieren diese wesentliche Dienste in ihrer Wirthschaft, für welche sie eine Entschädigung von dem Bräutigam verlangen, wenn er die Ehe eingeht. Er muss den Eltern wenigstens den Preis einer Sklavin bezahlen, welche von diesen gekauft werden muss, um die bisher von der Tochter versehenen Dienste zu verrichten. Dass sich mit dieser Ehe das Gefühl subjectiver verliebter Leidenschaft verbinden kann, ja, dass sich selbst damit jene höhere Erscheinung sittlicher Liebe, welche nicht sowohl eine subjective Leidenschaft, als das ruhige Gefühl eines objectiv geistigen gegenseitigen Ergänzens und Zusammengehörens ist, verbinden kann, ist natürlich möglich, allein ganz wird sich der Character dieser Ehe doch nicht von dem Einfluss der Form und der Ansicht bei der Eingeheung befreien lassen; er wird immer wesentlich der eines Dienstverhältnisses sein. Uebrigens braucht der Preis der Sklavin, welche den Ersatz bilden soll für die Tochter, nicht immer in Geld oder Gegenständen von Geldeswerth gegeben zu werden, auch Dienste

selbst haben einen Werth, und so findet sich mehrfach auch dies, dass der Bräutigam zuerst die Braut abdient, ehe sie ihm dient. In diesem Falle wird der Character der nachfolgenden Ehe noch strenger der eines Dienstverhältnisses sein, da der Mann selbst vorher die Last des Dienstes getragen, und durch die Ehe ein Recht auf die Frau erworben hat, welches dem eines Herrn auf die Sklavin gleicht. Bei Nationen, welche schon gebildeter sind, wird sich dies Dienstverhältniss nothwendig mildern durch die natürlich sich machende Rücksicht auf die der Frau verwandten Männer, deren Gefühl man durch harte Behandlung der Frau zu nahe zu treten fürchtet; hingegen bei rohen Stämmen, besonders bei solchen, die mit der Rohheit zugleich im Allgemeinen grosse Armuth verbinden, wo also neben der Frau oder den Frauen nicht noch Dienerinnen gekauft und gehalten werden können, wo die Ehe in der Regel die einzige Form ist, in welcher ein Mann sich Dienstleistungen verschafft, wird der Character des ehelichen Lebens zu der drückendsten Sklaverei, so dass für die Eingehung der Ehe das Bild gebraucht wird des Verschlingens eines Lammes durch den Wolf, und die Trauformel selbst keine andere ist, als dass der Vater der Braut zum Bräutigam sagt: Da, Wolf, hast du das Lamm.

Von dem Character der Ehe im Allgemeinen hängt dann auch in's Besondere wieder ab, ob sie eine ausschliessende ist oder ob der Mann in dasselbe Verhältniss zu mehreren Frauen treten kann. Mit der Ehe nun, welche der dominirenden Ansicht nach ein Dienstverhältniss ist, verträgt sich allezeit nicht blos die Polygamie, sondern sie ist sogar mit einer gewissen Noth-

wendigkeit damit verbunden; warum soll der, welcher die Mittel hat, sich eine grössere Fülle von Dienstleistungen zu verschaffen, darauf verzichten, dies zu thun? Bei den semitischen Stämmen des Alterthums, bei den saracenischen der neueren Zeit, bei den alten Germanen, kurz, überall, wo die Ansicht der erkauften Dienstleistung der Ehe zu Grunde liegt, findet sich auch die Polygamie, und so, dass sie nur durch die äusseren Mittel oder durch natürliche Rücksichten beschränkt wird; woraus dann weiter folgt, dass es ein Kennzeichen des reicheren Mannes wird, dass er mehrere Frauen hat, und dass die Reicheren glauben, ihrer vornehmeren Haltung etwas zu vergeben, wenn sie in monogamischem Verhältniss leben. So sagt Tacit. Germ. 18. von den Deutschen, in der Regel seien sie mit Einer Frau zufrieden gewesen, *exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur*. Dass Tacitus über dies polygamische Verhältniss ganz richtig berichtet, sieht man theils aus der Nachricht Cäsar's De bello G. I. 53., Ariovist habe zwei Weiber gehabt, theils aus dem späteren Verhältniss der merowingischen Könige, zu deren Zeit die Geistlichkeit zwar nur Eine ihrer Gemahlinnen als die rechtmässige betrachtete, sie selbst aber mehrere, und, wie sich an der Berechtigung der Kinder zeigt, mit gleichem Rechte hatten. Auch im germanischen Norden findet sich dasselbe bei den Häuptlings- oder Königsfamilien. So hatte König Hiorvard, von welchem das eddische Lied von Helgi und Svava singt, vier Frauen.

Eine weitere Folge dieser Ansicht bei Eingehung der Ehe ist, dass der Mann keinen Ehebruch begehen

kann, und dass er mit den gekauften oder ererbten Sklavinnen in der Regel ebenso lebt, wie mit seinen Ehefrauen, welche nur bei manchen Völkern auf dieser Bildungsstufe durch die Rücksicht auf ihre väterlichen Verwandten eine vertragsmässig bessere und bevorzugtere Stellung als die übrigen Mägde erhalten, während umgekehrt der Ehebruch der Frau von Seiten des Mannes eine willkührliche und in der Regel blos durch die Sitte beschränkte und bestimmte Strafe trägt, weil der Mann in ihr die ungetreue Dienerin sieht, die sein Eigenthum ist.

In denselben Verhältnissen, in welchen bei diesem Zustande der Dinge sich die Stellung der Diener bessert und berechtigter wird, wird es auch die der Frau. Unter den verschiedenen Frauen aber bildet sich eine Rangordnung, theils nur durch die Neigung des Mannes, und der Hauptunterschied der Stellung der Frau von der Sklavin besteht in der Regel darin, dass der Mann der ersteren seine Neigung nicht ganz entziehen darf, ohne sie dadurch frei zu lassen. Theils bildet sich die Rangordnung wieder durch das in patriarchalischem Zustande so höchst wichtige Verhältniss der Blutrache; denn da der erstgeborne Sohn der nächste Bluträcher des Vaters und der bevorzugteste Erbe ist, wird auch nothwendig die Frau, welche den ersten Sohn gebiert, die angesehenste im Hause. Dies Verhältniss steigert sich, sobald das Erbe in einer untheilbaren Herrschaft besteht, da nämlich, wo sich aus der Stellung des Stammesältesten die Stellung eines patriarchalischen Fürsten entwickelt hat. Die Mutter des künftigen Fürsten ist dann allezeit die mächtigste Frau unter den Frauen des gegenwärtigen Fürsten.

Schon die Stellung mehrerer Frauen neben einander, mehr noch der Kampf zwischen der Rangordnung, welche des Mannes Neigung schafft, und zwischen der, welche durch objective Grundlagen, durch das Muttersein des erstgeborenen Sohnes u. dgl., gegeben wird, trennt und zerreisst hundertfach die Substanz der Familienliebe und macht die Familie immer wieder zu einem Staat im Kleinen voll Parteien, feindlicher Leidenschaften und Kämpfe. Diese Zerrissenheit steigert sich, je weiter der Zustand des Lebens im Ganzen sich entfernt von dem, welcher diese Form der Ehe schuf, wenn gleichwohl diese Form beibehalten wird; denn an dem Hofe des Sultans oder eines merowingischen Königes ist die Dienstleistung der Frau auf ein Minimum des Werthes reducirt, folglich die Frau auch gar nicht auf eine dem Character dieser Ehe gemässe Weise beschäftigt.

Eine andere Folge dieser Weiterentwicklung ist, dass das ursprüngliche Kaufsverhältniss sich in eine leere Form verwandelt. Die Juden, in der Zeit, wo nicht mehr Hirtenleben, nicht mehr Ackerbauerleben, wo Kaufmannsleben ihre Thätigkeit in Anspruch nahm, behielten das Symbol des Kaufes bei, ohngeachtet nun schon die Mitgift der Frau das Wichtigste geworden war. So zieht sich noch tief in das christliche Leben des deutschen Volkes im Mittelalter der Ausdruck: eine Frau kaufen, herein, z. B. in der Limburger Chronik, und Symbole der alten Sitte sind noch übrig.

Da ein Staat unmöglich ein gesunder sein kann, wenn dass Verhältniss, welches gewissermassen Fun-

dament aller übrigen ist, nicht in Uebereinstimmung ist mit seinem übrigen Character und dadurch selbst ein krankhaftes, in sich zerrüttetes wird, so ist klar, dass diese Art der patriarchalischen Ehe auch nur da Platz finden sollte, wo wirklich ein patriarchalisches Verhältniss überhaupt vorhanden ist. Diese patriarchalische Ehe, die im alten Testament, die im alten Germanien in ihrer Art tüchtige und schöne Familiengesinnungen erzeugt, die bei den Beduinen, bei den türkischen Arnauten noch täglich dergleichen erzeugt, führt in der merowingischen Zeit, an den Höfen der Sultane, in den Städten des ganzen Türkischen Reiches zu scheusslichen Missbildungen des Gefühls und der Gesinnung.

Eine ganz andere Form der Ehe tritt ein da, wo auch noch keine höheren geistigen Interessen die Herrschaft über das Familienleben erlangt haben, wo dieses noch durch natürliche Beziehungen bedingt wird, gleichwohl aber die Thätigkeiten sich so geändert haben, dass eine Frau in Verhältniss zu dem Aufwand, den sie der Sitte zu Folge bringt, nur ganz geringe Dienste leistet. Dies ist namentlich da der Fall, wo das Kaufmannsleben die dominirende Lebensweise ist, und die bürgerlichen Verhältnisse von Florenz und Venedig im Mittelalter, in ihrer Nachwirkung selbst noch in der neueren Zeit, zum Theil auch die Verhältnisse Athen's im Alterthum, sind historische Belege für den Character dieser mercantilen Ehe.

Die Grundansicht dabei ist, der Mann braucht nicht zu heirathen, um wesentliche Dienste zu erlangen, auch nicht um vollgültige Nachkommen zu haben;

denn wo das Geldvermögen dominirt, da hört die bei patriarchalischen Verhältnissen so wichtige Vorstellung des Stammes allmählig auf, Wichtigkeit zu erlangen, und auch der aus nicht vollgültiger Ehe Erzeugte hat Ehre und Freiheit genug, wenn ihm der Vater Reichthum giebt. Es ist also bequemer, sich von Mägden bedienen und von ihnen Kinder gebären zu lassen, denn die Frau aus der bürgerlich-reichen, mercantil ebenso gut gestellten Familie ist daheim an einen Luxus gewöhnt, der die Kosten der Haushaltung vergrössert, und eine eigne Haushaltung wird da, wo die Geldehre viel vermag, wo Luxus zu den Zeichen ehrenvollen Lebens gehört, ohnehin eine Last. Unter diesen Umständen heirathet niemand, wenn er nicht mit der Frau eine Vergütung der Last erhält, die er übernimmt; unter diesen Umständen wird es niemandem, der in wohlhabenden Umständen lebt, möglich, seine Tochter in ein Haus, wo ein ebenwohlhabiges Leben geführt wird, zu verheirathen, wenn er sich nicht entschliesst, ihr einen Theil seines Vermögens mitzugeben. Die Mitgift der Frau ist hier also das Hauptinteresse, um welches es sich bei der Verheirathung dreht. Da es nun da, wo die mercantile Substanz die gesellschaftlich dominirende ist, als ein übles Wahrzeichen von dem Character eines Menschen gilt, wenn er die mercantilen Rücksichten durch subjective Neigung überwiegen lässt, so wird es für den Mann unter solchen Verhältnissen eine Schmach, eine Ehe einzugehen ohne ebenmässige Mitgift, denn er erscheint dadurch als Pinsel, und schon der Ruf schadet ihm im Geschäft. Auf der anderen Seite verbindet sich auch für die Frau eine Art Makel mit der Ehe, wenn

sie keine ebenmässige Mitgift zubringt: denn wenn bei der patriarchalischen Ehe die Ehre der Frau darin bestand, eine tüchtige Dienerin und Gehülfin des Mannes zu sein; so erscheint sie jetzt vielmehr dem Manne als frei verbundene, die ihm alle etwaige Last aufwiegt durch die Summe, die sie seinem Erwerbskapital zuschiesst, wodurch sie ihn zum angeseheneren Mann macht. Sie hat nun Prätention auf einen gewissen Luxus, auf eine gewisse grosse Freiheit, sie steht nicht mehr als Dienerin neben dem Herrn, sondern als freie Bürgerin neben dem Gleichen. Diese Gleichheit fällt aber weg, so wie die Mitgift fehlt oder doch nicht so gross ist, um des Mannes Last aufzuheben, und dieser erhält dadurch Prätentionen und eine Stellung, wie sie in der Regel die Frauen gleichen Standes den Männern nicht zugestehen und die Männer nicht in Anspruch nehmen. Also auch die Frau erscheint unter diesen Gesichtspuncten in unwürdigerem, minder ehrenvollem Verhältniss, wenn ihre Mitgift fehlte oder zu gering war.

Dadurch, dass sich so Ehrenpuncte mit bürgerlichen Interessen verbinden, um dieser Ehe ihren eigenthümlichen Character zu verleihen, kann sich das Verhältniss dahin zur Caricatur steigern, dass die Rücksicht auf Vermögen nicht blos das vorzugsweise Bestimmende, sondern das allein Bestimmende wird, so dass also auch ein Mädchen von notorisch schlechtem Character, von notorisch schlechter Aufführung oder von allgemein abstossendem Aeusseren noch mit Ehren geheirathet, ja, gesucht wird, sobald sie nur eine reiche Mitgift hat.

Es ist natürlich, dass unter diesen Umständen einerseits das Eherecht überhaupt einen milderen*) Character annimmt, als im patriarchalischen Zustande; die Strafen für gerügten Ehebruch sind wenigstens nicht mehr mit Blut geschrieben. In der Regel aber wird das eheliche Verhältniss noch lockerer durch die individuelle Auffassung desselben unter diesen Umständen. Der Mann pflegt dann zu glauben, alle seine ehelichen Pflichten erfüllt zu haben, wenn er die Mitgift der Frau bürgerlich tüchtig benutzt zu weiterem Erwerb, um das Erbe der Kinder der Frau zu vergrössern, um der Frauen Unterhalt standesgemäss einrichten zu können. Die Liebe ist nie gesucht, nie erworben, nie verdient worden, und an ihre Stelle tritt in diesen berechnenden, leidenschaftslosen Kreisen das Vergnügen, das der Mann für sein Geld eher

*) Eigentlich ist der Ausdruck „mild“ hier nicht der rechte, denn mit diesem Worte verbindet sich gewöhnlich die Vorstellung von etwas Löblichem. Die Auflockerung aber des Verhältnisses, worin hier die Milde besteht, ist nicht nur überhaupt eine Tendenz zum Schlechten, sondern auch zur Vernichtung des Verhältnisses selbst in seinen eigensten Lebenselementen. Keine Gattung der Ehe hebt, nächst der sentimentalen, so vollkommen die ursprüngliche Bedeutung der Familie: — „ein (wenn auch abhängiger) Staat zu sein“ — so vollkommen die Aufgabe des Hausvaters: — „ein von Gott übertragenes Amt als Obrigkeit zu handhaben“ — so vollkommen seine Strafgewalt über Frau, Kinder und Gesinde auf, als eben diese. — Jeder lacht, wenn er hört, wie einst jemand einem Pferde das Fressen abgewöhnt, und sich dann gewundert habe, dass es gefallen sei. Aber die Gesetzgebung dieser Mercantilehe und jeder Ehegattung, die sich ihr nähert, entzieht dem Verhältniss seine Lebensnahrung, sieht dann das Verhältniss absterben, nennt das todte Aas aber noch ein lebendiges Pferd, und meint immer noch darauf stattlich herumgallopieren zu können.

überall anderwärts als gerade bei seiner Frau findet, weil das Vergnügen, wo es von gemüthlichen Empfindungen nicht begleitet wird, sich labnutzt und nur durch Abwechselung oder raffinirte Steigerung noch gewonnen wird. Ist der Reichthum noch nicht überschwänglich, sind die Sitten noch nicht überraffinirt, so wird sich dies Vergnügen durch Ehebrüche in nachbarlichen Kreisen oder unter sich sonst nahestehenden Personen finden, wie dies die Novellen des Boccac von Florenz, die Darstellungen des Aristophanes hinlänglich auch von Athen zeigen. Steigt der Reichthum so, dass Kaufmannshäuser fürstliche Haltung annehmen, wie in Genua, Florenz, Venedig, so trennt sich die Erscheinung des Mannes und der Frau ganz; zu der letzteren Unterhaltung und zu ihrer Stütze in der Gesellschaft wird nun ein Scudiere gehalten, der zum Cicisbeo wird und gar keinen andern Character entwickeln darf, als den der Gefälligkeit. Endlich das äusserste Extrem dieser Missbildung der bürgerlichen Ehe ist die bereits erwähnte Ehe der Nair's.

Die bürgerliche Ehe artet aus, sobald ihr nicht von irgend einer Seite ein Gegengewicht gesetzt wird. Dass die Italiener nicht so weit gekommen sind, wie die Nair's, hat nur die Forderung der christlichen Kirche verhindert. Dass die modernen Juden nicht so weit gekommen sind, wie die Italiener, ja, dass da, wo sie noch wirklich strenge Juden sind, bei ihnen die Ehe heiliger gehalten wird, als in hundert Fällen bei den Christen, rührt von ihrem Gesetz her, das seine Basis noch wesentlich auf patriarchalischem Grund und Boden hat.

Ganz wird der Staat für die Stände, bei denen ihrem Geschäft zu Folge das Geldinteresse das dominirende sein muss, die Lockerheit der Ehe nicht aufheben können, dass aber Handelsstaaten die Gefühllosigkeit ihrer Politik, die Zerrüttung des Lebens in sinnlicher Hinsicht vorzüglich auch dem Mangel eigentlichen Familienlebens zuzuschreiben haben, ist klar. Wie überhaupt die völlige Mobilisirung des Vermögens, oder mit anderen Worten: das Dominiren des Geldvermögens die menschliche Gesellschaft am meisten aller Frömmigkeit baar mache, wird sich weiterhin, wo von den verschiedenen Gattungen des Vermögens zu sprechen ist, deutlich zeigen.

Der Character der bürgerlichen Ehe schwächt die Gewalt verwandtschaftlicher Bande, der Bande des Blutes, in eben dem Grade, in welchem das patriarchalische Leben in seiner einfachsten Gestalt diese verwandtschaftlichen Bande stärkt und strenger anzieht. Die bürgerliche Ehe kann desswegen auch recht gut eine Polygamie sein.

In beiden eben betrachteten Fällen, da sowohl, wo der gesellschaftliche Zustand so ist, dass die Frau wesentlich als „Gehülfin des Mannes“ im Recht aufgefasst, als da, wo das Verhältniss von Mann und Frau wesentlich als „ein bürgerlicher Contract mit gegenseitiger Zusammenschiessung von Vermögen“ im Recht behandelt wird, ist die Entwicklung der Ehe selbst und ihres Characters an die Entwicklung natürlicher Dinge und Zustände gebunden, und eben darum nur äusserlich, nicht geistig in Schranken gehalten, die Ehe ist noch keine sittliche

Ehe, ohne darum nothwendig eine unsittliche Ehe sein zu müssen. Der Mangel oder das Dasein eines sittlichen Characters ist also das Zufällige, das natürliche Verhalten das Bestimmende.

Anders wird die Sache da, wo man nicht mehr daran denkt, die Ehestiftung dem natürlichen Interesse der Einzelnen zu überlassen, sondern ihr entweder in einem künstlicheren Staate eine Form vorschreibt und eine Ansicht unterlegt, durch welche sie zum harmonischen und organischen Bestandtheil dieses gesellschaftlichen Verbandes des künstlichen Staates eben gemacht wird, oder an sie vom religiösen Standpunkte aus Forderungen stellt. In beiden Fällen kann man die Gestalt der Ehe eine sittliche nennen, in wiefern nämlich das sittliche Thun des Menschen überhaupt das geistig bestimmte, geordnete, beschränkte ist. Dieser Unterschied aber tritt wieder ein zwischen der politisch bedingten sittlichen Ehe und der religiös bedingten, dass bei jener das Hauptaugenmerk ist eben ihre Harmonie mit einem Staatsganzen, also ihre Zweckmässigkeit, hingegen bei dieser dies, dass sie menschlich-egoistischer Rücksichten baar und nur zur Ehre Gottes da ist.

Die Entwicklung einer politisch-sittlichen Ehe wird in der Regel durch ein äusseres Bedürfniss hervorgerufen. So z. B. bildeten die eigentlichen Spartiaten in Verhältniss zu den unterworfenen übrigen Einwohnern des Lakonischen Landes eine kleine herrschende Gemeinde, die in stets gewaltsamer Spannung sich bei ihrer Herrschaft erhielt, welcher also auch, da es unzweckmässig war, unterworfenen Landeseinwohner

oder Fremdlinge in die Theilnahme der Herrschaft aufzunehmen, alles darauf ankommen musste, die Ehe so zu ordnen, dass die Erhaltung der Spartiatengemeinde physisch und sittlich in solcher Weise dadurch möglich wurde, wie sie eben sein musste, um sich in ihrer gewaltsamen Stellung behaupten zu können. So bildeten in Rom die Patricier lange eine geschlossene Herrschergemeinde, welche im Besitz religiöser und rechtlicher Kenntnisse war; zu Erhaltung aber dieser Gemeinde war es nöthig, dass alles sie Betreffende in rituelle Feierlichkeit gekleidet, dass überall eine von dem übrigen Volk absondernde Form war; nur dadurch eben entstand die strenge Geschlossenheit; namentlich musste die Mitgliedschaft selbst an der Herrschergemeinde von bestimmten Formen abhängig, und es musste für jeden unter anderen Formen Erzeugten unmöglich sein, in dieselbe einzudringen; so entstanden die *justae nuptiae*, zu welchen ursprünglich nöthig war, dass beide in die Ehe tretenden Gatten aus patricischem Stand oder römische Vollbürger und also selbst aus *justis nuptiis* erzeugt waren, ferner, dass die *nuptiae* unter Auspicien, also auf rituell bestimmte feierliche Weise, eingegangen wurden. Durch diese politisch bestimmte Ehe, indem nur aus dieser Erzeugte in alle geistlichen und bürgerlichen Rechte des Vaters eintraten, wurde der Patricier- oder ursprüngliche Vollbürgerstand zu einer physisch und religiös geschlossenen Gemeinde. Die Ehe Fremder unter sich, die Ehe der Plebejer, die Ehe eines Patriciers und einer Plebejerin, oder eines Plebejers und einer Patricierin, war immer nur ein *Matrimonium*, immer nur eine natürlich bedingte, zwar der Form und Bedeutung nach

noch sehr vom Concubinat verschiedene Ehe, enthielt aber kein Connubium, das sich die Plebejer erst später erringen mussten.

Auch in unserer Zeit finden sich, ohngeachtet der religiöse Character der Ehe in der Ansicht der Kirche der dominirende ist, doch noch Staaten und Stände, wo der politische Character sehr hervortritt, z. B. die Ehen unseres Adels, unseres Fürstenstandes, die bürgerliche Ehe nach französischem Gesetz; ja, die Abweichungen unserer Ehe von der katholischen sind vorzugsweise politisch motivirt.

Da bei der politisch-sittlichen Ehe der Grundgedanke ist, der Mensch solle bei Eingehung einer Ehe und in deren Haltung seinen natürlichen Interessen Schranken anweisen durch die Rücksicht auf politische Zweckmässigkeit, so ist natürlich, dass eine politisch-sittliche Ehe sich in den mannichfachsten Formen finden könne. Betrachten wir einige dieser politischen Gestalten dieser Ehe.

In Sparta wurde zur vollgültigen Ehe erfordert, dass sie zwischen einem Spartiaten und einer Spartiatin war; zu einer, die gar keinen öffentlichen Tadel erfahren sollte, dass sie zwischen verhältnissmässig gleichaltrigen und gleichgewachsenen war. Bei der Wahl sah sich also der Spartiate schon politisch beschränkt. Die Ehe begründete fast kein Hauswesen, es fand eine politische Scheidung vom Tische statt, die anfängliche Zeit selbst in der Art eine Scheidung vom Bett, dass die Frau bei ihren Eltern blieb und heimlich besucht werden musste. Die Ehe begründete keine Kindererziehung, denn diese nahm der Staat fast ganz an sich;

selbst aber erschien die Ehe in vieler Hinsicht lockerer, sobald die Lockerheit in Sparta politisch zweckmässig war. Spartiaten konnten ganz oder temporär mit ihren Frauen tauschen, einer konnte sich, ohne seinem Verhältniss etwas zu vergeben, von einem Anderen Samen erwecken lassen; in gewissen Fällen wurde der Frau [von Staats wegen ein Helote beigelegt, um mit ihr Kinder zu zeugen. Alle diese Abweichungen aber von den mit der Ehe sich natürlich verbindenden Interessen waren politisch motivirt.

Bei der politischen Ehe der Römer war die Hauptücksicht die religiös geschlossene Erhaltung der patricischen Gentes. Bei den Beschränkungen unserer adeligen Ehen ist die Hauptücksicht die auf Erhaltung einer gewissen Bildung und Gesinnung innerhalb des adeligen Kreises. Bei dem Fürstenstand mischt sich ein höheres politisches Interesse ein. Bei der bürgerlichen Ehe nach französischem Recht ist Hauptücksicht, alle rechtlichen Verhandlungen, welche einen scandalösen Character haben könnten, so viel als möglich abzuschneiden, und den Stand, das Familienverhältniss des Kindes so wenig als möglich schwankend werden zu lassen, der Lockerheit des Willens der Eltern in Beziehung auf die Kinder Schranken zu setzen. Bei den politisch motivirten Abweichungen unserer Ehe von der katholisch-christlichen hat theils die polemische Ansicht bestimmend eingewirkt, theils hat das Interesse des ganzen vorigen Jahrhunderts für Vermehrung der Population (deren numerisch hoher Stand als Hauptgrundlage der Staatskraft galt), eingewirkt, die Trennbarkeit und Lockerheit der Ehe noch

mehr zu begünstigen (als käme es nur darauf an, recht viele Leiber für den Staat zu gewinnen), so wie jene sentimentale Menschenfreundlichkeit, welche lieber das Schmäbliche als das Harte im Recht wissen wollte.

Die politischen Bestimmungen in Beziehung auf Vollgültigkeit unserer adeligen Ehen sind gewissermassen zugleich noch Reste der Ansicht von der Ehe im Lehensstaat, welche Ansicht sich in manchen Resultaten der spartiatischen näherte, ohne in der geistigen Grundlage etwas mit ihr gemein zu haben. — Die politische Ehe kann eine Polygamie sein.

Dass diese politisch-sittliche Ehe eine höhere ist, als die blos natürliche Dienstbarkeitsehe oder die vorzugsweise sinnliche Mercantilehe, ist schon daraus klar, dass man bei ihr nach höheren Schranken und Grundlagen strebt, allein bei fast allen Gattungen der politisch-sittlichen Ehe erscheinen diese selbst und das ganze Familienleben als ein Element, welches nicht in sich, in seinem Dasein selbst auch einen Zweck und einen Werth hat, sondern Zweck und Werth erst in etwas anderem, im Staate, findet, dessen Bedingungen dann unter Umständen auch so sein können, dass dadurch die Natur der Ehe ganz mit Füßen getreten, dass das Familienleben zur Caricatur wird. Die religiöse Forderung im höheren Sinne (denn die Forderung der spartiatischen Ehe war auch zum Theil eine religiöse), wird immer dahin gehen, dass die Ehe so eingegangen und gehalten werde, dass sie auch für sich allein zu Gottes Ehren als ein vernünftiges und in sich klares Verhältniss dasei, und nicht erst in einem anderen Ge-

genstände ihren Zweck, gewissermassen ihre Vernunft und ihre Klarheit finde.

Hiebei kommt dann auch die Rücksicht auf die Kinder nicht sofort bei der Beurtheilung selbst zur Frage, sondern es findet sich, dass die religiös eingegangene und geordnete Ehe von selbst dann auch das richtige religiös-sittliche Verhältniss zu den Kindern erzeugt, wie denn überhaupt die göttliche Weltordnung, wo sie mit Bewusstsein gesucht und ihr gelebt wird, unendlicher Harmonie voll, die Abweichung von ihr aber voll Verwirrung, Carricatur und Widersinnigkeit ist; denn wie die fromme That allezeit auch die nächsten Schritte segensreich macht: so hat jede Abweichung von ihr eine Tendenz zum Entsetzlichen, und Sünde gebiert Sünde und führt ohne das Dazwischengreifen der göttlichen Gnade den offenen Pforten der Hölle zu,

Bei der religiösen Ehe liegt dies zu Grunde, dass Gott in seiner Schöpfung die menschliche Natur in Geschlechtsverschiedenheit gestaltet und Mann und Frau von Anfang an geistig und physisch an einander gewiesen hat. Es ist dies auch ein Unmittelbares, und alles wahrhaft Unmittelbare, nicht erst durch menschliche Reflexion Vermittelte, ist auch ein Richtiges. Die Aufgabe der religiösen Ehe ist also die, die Absicht Gottes, den Willen Gottes zu erfüllen in der Auffassung und Behandlung des Verhältnisses von Mann und Frau, und blos natürliche, blos politische Rücksichten nur so weit gelten zu lassen, als sie diesem Bestreben nicht entgegen sind. Eine Ehe, die also wie die Mercantilehe zu blosem Schein wird, und weder mehr

ein geistiges noch zuletzt selbst ein physisches gegenseitiges Verhalten der Ehegatten begründet, kann vom religiösen Standpunct ebenso wenig gut geheissen werden, als ein patriarchalisches Verhältniss Eines Mannes zu mehreren dienenden Frauen, weil in beiden Fällen die liebevolle, geistige und demnächst sittliche Ergänzung und gegenseitige Erziehung, Besserung und Läuterung nicht mehr Aufgabe ist. Die religiöse Ehe ist nothwendig eine monogamische, weil ausserdem jene religiöse Liebe, die mit der Treue Eins ist, und darin besteht, dass zwei Menschen sich verbinden, mit einander im Leben auszuhalten, einer den anderen zu stützen, zu erhalten, zu bessern und zu heilen, wenn er in krankhafte Seelenzustände, wenn er in Noth und selbst in Schmach geräth, — weil diese Liebe ohne die Treue unmöglich ist. Diese Liebe ist aber von der Leidenschaft der Liebe, welche ein subjectiver Hang ist und sich auch an ein Subject um subjectiver Eigenschaften wegen hängt, grundverschieden; diese religiöse Liebe beschränkt ihre Wahl auf den Kreis, den ihr objective Verhältnisse lassen, und respectirt diese, in wie weit sie respectabel, das heisst: nicht religiös verwerflich sind; diese Liebe wählt, wenn dem Stande eine objective Wichtigkeit für die Ehe beigemessen ist, nicht ausser ihrem Stande; sie wählt, wenn für Stellung und Thätigkeit des Mannes der begründeten öffentlichen Meinung nach eine vermögende Frau erforderlich ist, auch diese gern, weil sie sich der subjectiven Wahl überhaupt gern begiebt, und in Zeiten und Verhältnissen, wo die Ehen wirklich diesen religiösen Character im Allgemeinen trugen, war es jedes Mal Sitte, dass nicht der Bräutigam und die Braut

sich wählten, sondern dass die Wahl der Eltern, die, ohne dem wahren Interesse ihrer Kinder fremd zu sein, doch bei der Wahl nirgends von Leidenschaft bewegt wurden, die Ehegatten an einander führte. Eben weil man auf die subjective Lüsternheit sowohl als auf schwächliche subjective Sentimentalität, die allerwege nur eine zur eigentlichen Hurerei zu schwache Lüsternheit ist, verzichtete und das Bewusstsein dieses Verzichtens hatte, war man der Meinung: die Ehen würden im Himmel geschlossen, und unter himmlischeren Auspicien war dies dann auch allerdings der Fall, als wo die Begierde oder schwächlich aufhimmelnde Empfindsamkeit die Brautfackel trägt. Objectiv aber als Staatsverhältniss tritt diese religiöse Ehe so hervor, dass sich der Staat um die Motive der Eingehung des Verhältnisses und selbst zum Theil um die Formen weniger kümmert, aber die einmal eingegangene Ehe im Nothfall, selbst gegen den Willen beider Ehegatten, schützt, und diese dadurch zwingt, wenn sie nicht in Lieb' und Treue, die sie sich vor Gott gelobten, verharren wollen, wenigstens die Strafen, die das Zusammenleben in Hass und Untreue mit sich bringt, bis auf den Grund zu leeren.

Die katholische Kirche und, wo dieselbe auf die Gesetzgebung bestimmend einwirken konnte, die katholischen Staaten haben allerwege diese streng christliche Ansicht der Ehe behauptet, und dadurch, wenn auch noch so viele einzelne Sünden gegen das Verhältniss vorgekommen sind, doch siegreich durch Jahrhunderte, fast durch Jahrtausende den Satz getragen,

dass die Treue allein die Liebe zur Liebe mache, und diese ohne jene nichts sei. Bei einigen protestantischen Secten hat man, ohngeachtet man bei der ganz veränderten Ansicht vom Sacrament die Ehe nicht mehr als Sacrament behandelte, sich doch so viel als möglich der religiösen Ansicht in allen ihren Theilen genähert, ist aber auch nach einer Seite hin zu einer Uebertreibung, zu einer Caricatur fortgeschritten, welche die katholische Kirche allezeit von sich fern gehalten hat. Um nämlich die Wahl aller subjectiven Interessen zu entkleiden, hat man sie dem Loos wenigstens zum Theil überwiesen. Dies ist ein Missgriff, denn die Religion verlangt nirgends ein Verzichten auf subjective Interessen, so lange diese sich in religiöser Weise oder in religiös-gleichgültigen Sphären halten, nur zum Bestimmenden, zum leidenschaftlich Waltenden sollen sie nicht werden, wo höhere Bestimmungen eintreten. Das Loos ist immer ein todttes; und willkührlich dem Zufall die Thüre öffnen, wo Vernunft und Liebe auf das schönste thätig sein können, ist eine Carikatur.

Dass eine Ehe, welche auf dieser Ansicht ruht, auch das naturgemässeste und gottgefälligste Verhältniss zu den Kindern, das gottgefälligste Familienleben überhaupt erzeugen müsse, versteht sich von selbst. — Aber wie überall, wo die Sünde mit dem Höchsten in Gegensatz, und dadurch in eine Art Verbindung tritt, das Scheusslichste erzeugt wird: so auch in dieser religiösen Ehe, wenn sie da in der Form festgehalten wird, wo alle wahrhaft religiöse Substanz verschwunden ist. Nichts ist grässlicher als diese italienische Mercantilehe mit der Larve christlicher Liebesverhältnisse.

Indem wir nun zu Betrachtung der eigentlich unsittlichen Ehen übergehen, ist zuvörderst ein Unterschied fest zu halten, zwischen solchen Ehen, welche unsittlich sind, weil sie aus subjectiv leidenschaftlichen Motiven eingegangen werden, und solchen, welche dadurch unsittlich sind, dass der eine Ehegatte nicht vollberechtigt, also nur gebraucht erscheint. Da hier nicht von der Natur der einzelnen, besonderen Ehen, sondern nur von den Ehegattungen, wie sie uns in den Gesetzgebungen der Völker entgegenreten, die Rede ist, so kann natürlich auch bei den aus leidenschaftlichen Motiven eingegangenen Ehen nicht von den aus diesen Motiven blos subjectiv, aber unter einer andern Form geschlossenen Ehen gesprochen werden, denn deren kommen tagtäglich vor; sondern nur von den Fällen, wo subjectives Wesen eine solche Anerkennung fand, dass dieser Ehegrund bei der Gesetzgebung berücksichtigt wurde. Gesetzgebungen nun, welche als Grundansicht von der Ehe diese durchführten, dass sie dasei, um blos die sinnliche Leidenschaft zu befriedigen, und die also die einzelnen Gesetze in dem Sinne abfassten, dass sie dazu dienen sollten, der männlichen oder weiblichen Sinnlichkeit Bequemlichkeiten zu verschaffen, giebt es nicht, weil die Ehegesetze eben nur so in die Welt kommen, dass die Sitte oder eine an die Stelle des Herkommens tretende Vorschrift die wilde Sinnlichkeit beschränkt. Nur aus dieser Tendenz nach vernünftiger Beschränkung blos natürlicher Triebe geht überhaupt die Ehe, als die vernünftige Form, in welcher der Mensch der Geschlechtssinnlichkeit lebt, hervor. Alle Ehegesetze bilden also vielmehr ihrer Na-

tur und Bestimmung nach eine Opposition gegen solche Motive der Ehe, welche rein sinnlich-subjectiver Natur sind; und wenn es hie und da scheint, als seien solche Motive dennoch gehegt, ist dies nur die Folge noch sehr roher, wilder Menschennatur überhaupt, die im besonderen Falle noch nicht so weit beschränkt werden konnte, als dem Begriff der Ehe analog ist.

Dagegen hat sich in neuerer Zeit eine andere Gestalt subjectiver Leidenschaft, nämlich die subjective Schwächlichkeit, bei den Gesetzgebungen als Agens eingeschlichen, und wie bei vielen anderen Theilen der Rechtsgestaltung, so auch bei Gestaltung des Eherechts die sentimentale Richtung begründet. Die auflösende Richtung verständiger Reflexion, welche im vorigen Jahrhundert sich gegen alles Positive und Vernünftige wendete, indem es die mit jedem Positiven verbundene Kehrseite hervorkehrte, wendete sich auch gegen alle Verhältnisse, welche als Stützen eines vernünftig-sittlichen Zustandes in so fern zu betrachten waren, als sie dem bloß natürlichen Wesen des Menschen Schranken auferlegten. Man nannte dieses Vorfechten für subjective Schwachheit und dieses Berücksichtigen subjectiver Schwachheit im Leben wie in der Gesetzgebung Humanität, welches in der That das Wort ist, womit der ganzen Elendigkeit und Bodenlosigkeit der Bildung des vorigen Jahrhunderts der Mantel umgehängt worden ist. Diese humane Richtung, welche Hurerei und Ehebruch, Lüge und Faulheit, und alles Miserable gegen harte öffentliche Bestrafung in ihren Schutz genommen, und wo möglich am liebsten alles Strafrecht aus dieser Welt abgeschafft

hätte*), stellte nun unter anderem auch die schwächliche, überreizte, subjective Empfindung, die Sentimentalität und allen von dieser Krankhaftigkeit ausgehenden Quark als hochachtbare Zustände des menschlichen Wesens dar, und lockerte zu Gunsten dieser Sentimentalität alle Verhältnisse, mit denen die subjective Empfindsamkeit in Conflict treten kann, also namentlich die ehelichen Verhältnisse, dermassen auf, dass wenig gefehlt hätte, die Leute hätten von den Gesetzgebungen verlangt, sie sollten die Ehe ganz aufheben. Bis zur wirklichen Gestaltung eines Eherechts in diesen sentimentalischen Interessen ist es nirgends gekommen; aber unsagbar ist es, wie vielfach diese Interessen im Einzelnen auf die neueren Modificirungen des älteren Eherechts eingewirkt haben; und in wiefern diese Richtung also mit einem Umweg zu dem-

*) Dies ist ihr auch in der That in einer Sphäre gelungen (bis auf einen hohen Grad wenigstens gelungen), wo die richtige, strenge und unerbittliche Strafe zu den wichtigsten Agentien künftiger Segensfrucht gehört. Die Ruthe ist aus der Kinderstube, der Bakel aus der Schulstube fast verdrängt, und nicht blos jene in den Boutiquen der Schnitthändler, in Concerten, Theatern und in Caffee-gärten glanirende Schwesterschaft, welche den verächtlichsten, wenn auch einen grossen Theil der gebildeteren Frauenwelt in vielen unserer Städte, ausmacht, sondern auch ein grosser Theil unserer gefühlvollen Weinkoster, Kupferstichbeurtheiler und Dilettanten aller Art, — mit Einem Worte, unsere s. g. gebildetsten Cirkel sind darüber einig, dass die etwas wund gehauenen Posteriora eines eigensinnigen Kindes ein ebenso sicheres Zeichen beginnenden Wahnsinnes des Hausvaters seien, als es ihrer Meinung nach ein Tischgebet vor einer Mahlzeit ist. Gäbe es keine Umkehr in der Fortwirkung solcher Ansichten, so würden wir gelegentlich bei Zuständen anlangen, wie in einigen Staaten von Nordamerika, wo das Kind den Vater bei Gericht belangen kann, der es zu schlagen wagt.

selben Zustand, nur in feineren Verhältnissen, zurückführt, gegen welchen, als einen unsittlichen, die Ehe überhaupt als sittliches Institut gerichtet ist, kann man die Ehe, welche unter sentimentalen Färbungen der Ansicht gestaltet, mit Rechten und Pflichten ausgestattet wird, auch nicht anders als eine unsittliche Ehe nennen.

Man kann sogar behaupten, es seien die verschiedenen Gattungen des Concubinats oder derjenigen Ehen, welche weder der Frau noch den Kindern die vollen Familienrechte gewähren, welche also unvollständige, und zwar zu Gunsten des Mannes und Vaters unvollständige Verhältnisse sind, man kann behaupten, es wirkten diese weniger unsittlich als die sentimentalen Ehen, denn jene, wo sie vom Recht gestattet sind, bieten sich sofort dem Auge als etwas anderes, als was die eigentliche Ehe ist, und neben ihnen kann die Ehe als ein nur um so strengeres, geachteteres Verhältniss bestehen, während sich die sentimentale Ehe überhaupt mit der Ehe *al pari* stellt, und dann die wirkliche, strenge Ehe nur als Werk subjectiver Ueberzeugungen noch hie und da werden lässt, so dass auf sie die einzelnen Ehegatten nicht mehr von Rechts wegen dringen können, sondern suchen müssen, wenn sie eine strenge Ehe wünschen, diese von der subjectiven Fügsamkeit des anderen Ehegatten zugestanden, zu erhalten. Die sentimentale Ehe nimmt dem Mann seine Stellung als Herr der Frau ohne Ersatz, wie ein solcher wenigstens bei der Mercantilehe der Fall war; sie nöthigt ihn, mit Unregelmässigkeiten der Frau sich abzufinden, weil man mit menschlicher Schwach-

heit Schonung haben müsse; nöthigt ihn zur Kindererziehung in nachsichtigerer Weise, kurz, zu Verzichtung überhaupt auf das strengere Familienrecht, — und dies alles, wie erwähnt, ohne irgend namhaften Ersatz, — sondern um der lieben Humanität willen; um dieses edeln Wappenschildes halben, unter welchem sich alle die Klatschbrüder und Schwammherzen aus der gelehrten Welt Deutschland's und Frankreich's im vorigen Jahrhundert zu einer edeln Rittergemeinde vereinigten. — Uebrigens sind auch in Beziehung auf die Kinder die Folgen des Concubinales der Eltern weit weniger von gefährlichem Einfluss, als die der sentimentalen Ehe. Man kann die ganze unnatürliche Stellung unserer Mädchenwelt als eine heillose Folge dieser sentimentalen Ehe betrachten, unserer Mädchenwelt, deren Individuen (statt wie ehemals von der Gesellschaft ausgeschlossen in ihrem eingezogenen Leben zu strengem häuslichen Dienst und zur frommen Demuth angehalten zu werden), ohne in der Regel auch nur so viel Ernst gezeigt und so viel Mühen getragen zu haben, wie ordentlicher Weise ein Quartaner, doch zu so grossen, ja, beinahe grösseren gesellschaftlichen Prätentionen berechtigt sein wollen, als ältere Frauen, — und welche natürlich als Folge so leicht erworbener, bevorzugter Stellung in der Gesellschaft den gänzlichen Mangel an Achtung, ja, die völlige Verachtung der allgemeinen, und über die nächsten Kreise hinausgreifenden Bestrebungen und Gemüthsrichtungen in der Welt als ihre Haupteigenschaft zur Schau tragen, wie etwa jemand nichts achtet, was mit Geld erworben werden kann, weil er von Haus aus mehr Geld hatte, als ihm zu verwenden Verstand geschenkt war.

§. 3. Die Blutrache, von deren Verhältniss zur Die Blutrache. Familienleben oben bereits im Allgemeinen die Rede war, ist gewissermassen der Ursprung alles Strafrechtes. Man kann die Nothwehr für Leib und Leben als ein natürlich so unmittelbares Verhältniss ansehen, dass keine Gesetzgebung deren Anerkennung verweigern kann; die Blutrache ist nun aber nur eine über das Leben eines einzigen Individuums hinaus erweiterte Nothwehr; es ist die Nothwehr, durch welche die Familie, so lange sie und der Staat identisch sind, ganz allein ihr Dasein zu schützen, gegen die Angriffe anderer zu wehren vermag; sie ist das Kriegerrecht, das der Staat übt, aber von einer Familie ausgeübt, weil der Staat noch gar nicht anders als in dieser Familie vorhanden ist.

Eine ganz andere Stellung aber erhält die Blutrache, wenn sie als Familiengewalt noch vorhanden ist, obgleich schon ein allgemeineres Band die Staatsform ist, und nicht mehr die Familie selbst; eine andere Stellung erhält die Blutrache schon, wenn sich die Familie zum Stamm erweitert und in der Gewalt des Stammesältesten ein Punct der Herrschaft gegeben ist über eine Reihe neben einander stehender Familien; noch viel mehr ändert sich die Stellung der Blutrache, wenn das Band der Familienabstammung ganz unwichtig geworden ist, wenn das patriarchalische Element auf die einzelnen Familien einer Gaugemeinde verwiesen ist. Hier werden nämlich die Blutrache und das Recht zur Blutrache Sache blos derjenigen Familien, welche wirklich eine politische Vollberechtigung haben, entweder als Familien, die von der Ursprungsfamilie des Stammes ihren Ursprung herleiten, also

dem Stammesältesten, dem Herrscher, ebenbürtig sind, oder als Familien, deren Häupter in der Markgenossenschaft in der freien Gemeinde einer genossenschaftlichen Stellung geniessen, die volle Ehre haben.

Der hörige Mann, der Leibeigne und Knecht haben für sich in diesem Zustand keine Blutrache, denn diese gesteht die herrschende politische Ansicht nur dem zu, der um seiner selbst willen, der als voller Mensch da ist; der Hörige, der Knecht ist um des anderen, des Herrn, willen da, und nur durch ihn etwas; für ihn hat also auch der Herr die Blutrache. Frauen und Kinder stehen hier in demselben Verhältniss wie hörige Leute.

Somit ist die politische Ehre an die Blutrache geknüpft. Nur der vollkommen freie Mann hat sie, aber der handelt auch eines vollkommen freien Mannes unwürdig, der sie nicht übt; sie wird unter diesen Umständen eine sittliche Pflicht, die der Staat anerkennt. Sie schützt aber nicht blos das Leben der einzelnen Familienglieder, sondern die ganze Familiensubstanz, in wiefern sie mit der Familienehre zusammenhängt. Wer die Blutrache in irgend einem solchen Falle, wo es die Familienehre verlangt, unterlässt, wird ehr- und, was damit Eins ist, erblos. So findet es sich fast bei allen Stämmen, in allen Staaten, wo die Blutrache noch eine politische Anerkennung findet.

In zweierlei Weise aber verschwindet mehr und mehr die Blutrache. Nämlich zuerst drängt sich der Gedanke auf, dass die Blutrache stets nur die Schuld wechselt, und dass dadurch ein ewiger Krieg aller Fa-

milien des Staates entstehen würde, wenn nicht auch ein unblutiges Sühnemittel der Rache vorhanden wäre. In der Regel ist dies Sühnemittel zugleich religiöser Natur und zugleich so, dass es eine subjective Befriedigung des zur Rache Verpflichteten und seiner Familie enthält. So tritt im alten deutschen Recht die Composition, das Wehrgeld, ein; im alten israelitischen Recht zum Theil das Asylrecht und das Jus talionis.— Die andere Weise des Verschwindens der Blutrache ist die, dass die Gemeinde oder die aus der Gemeinde herausgebildete Obrigkeit sich in die Blutracheangelegenheiten mischt und durch die Wahrnehmung ihres Interesse das Fehderecht beschränkt. So ist das *fredum* in den deutschen Verfassungen entstanden, so wie die beschränkte Form und beschränkte Zeit der Blutfehde. So im israelitischen Recht das Recht der Gemeinde, über den von der Blutrache Verfolgten Gericht zu halten, und ihn in gewissem Masse zu schützen.

Bei diesen Arten der Sühne bilden sich Unterschiede, welche dann Standesehren begründen. Die mächtigeren Familien werden später auf die Blutrache verzichten als die unmächtigeren, welche, um nur überhaupt eine Satisfaction zu haben, leichter mit Wehrgeld, und dann auch wieder mit geringerem Sühnegeld abgefunden werden, während die ersteren noch das volle Fehderecht behaupten. Nach dem Wehrgeld und dem Grade des Fehderechts, welches bewahrt wird, bestimmten sich dann die Standes- und Familienehre. — Zuweilen tritt auch der Fall ein, dass die aus dem Stamm, aus der Gemeinde entwickelte Obrigkeit einer fremden oder abstracteren Intelligenz gehorcht, und im Widerspruch mit dem entwickelten Familienleben

und den herrschenden Ehrenansichten das Fehderecht und die Blutrache beschränkt, dann erfährt die Obrigkeit die Macht der öffentlichen Sitte gegen sich, das, was für das Ehrenvolle gilt, geschieht, allen Verboten zum Trotz, und wo es nicht geschieht, erfolgt Ehrlosigkeit allen Anordnungen zum Trotz.

Wie tief der Begriff der Ehre im deutschen Wesen mit der Blutrache zusammenhängt, sieht man aus den Ausdrücken, welche den Verletzer, oder in unserem Sinne Verbrecher, und den Verletzten bezeichnen; jener nämlich hiess althochdeutsch *hōni*, dieser *hōno*, und dieser Ausdruck findet sich nur mit dialectischer Abweichung bei allen deutschen Stämmen wieder, bei Gothen, Sachsen, Angelsachsen und Friesen. Das Wort, welches Verbrechen bezeichnete, bezeichnete zugleich eine angethane Schmach, so dass der, gegen welchen ein Verbrechen begangen wird, zugleich als dadurch in seiner Ehre herabgesetzt erscheint, es ist dies das althochdeutsche Wort *hōnida*. In frühester Zeit ist dann ein sehr bestimmter Unterschied zwischen solchen Verbrechen eben, welche die Blutrache herausfordern und durch Rache oder Sühne, Busse, ausgeglichen werden, und zwischen solchen, welche eine rein öffentliche Ahndung, eine Strafe, nach sich ziehen. Mehr und mehr verschwindet dann in der Entwicklung des deutschen Rechts die Sühne und die Strafe tritt an ihre Stelle; die Blutrache, deren Vorstellung der Sühne zu Grunde lag, verwandelt sich in vom Staat geübte Ahndung des Frevels.

Mit der Blutrache pflegen sich sehr wohl *ad hominem* gehende Volkssitten zu verbinden: dass der Leich-

nam nicht begraben wird, bis die Rache genommen ist; oder, da dies oft nicht möglich ist, dass dann das Symbol des zu rächenden Leichnams, das blutige Hemd, aufgehoben wird; dass der blutige Leichnam zur Aufforderung bei den Verwandten herumgetragen wird, oder an seiner Stelle das blutige Hemd.

Die Verpflichtung zur Rache, so wie die Richtung der Rache, ist oft eine eingeschränktere, oft eine weitere. Wer, wenn der Thäter wäre erschlagen oder verletzt worden, die Rachefehde mit hätte führen müssen, ist auch zum Antheil an der Sühnezahlung, an der Busse, verpflichtet. Wer die Rachefehde mit führt, erhält auch einen Theil des Sühnegeldes, und dies erscheint als eine Erbschaft.

Es ist bereits früher erwähnt worden, wie nahe Blutrache und Erbrecht zusammenhängen. Dies Verhältniss kann inzwischen der Staat leichter ändern und aufheben, als das der Blutrache und der Mannesehre. Die Verbindung der Blutrache mit dem Erbrecht beruht allezeit auf einer Art Familienrepräsentation. Frau, Kinder, Hörige und Knechte werden durch den freien Herrn repräsentirt, der der Familie Haupt ist; daher schreibt sich noch das Besthaupt oder Todfallsrecht bei den Hörigen des deutschen Mittelalters, bei den Ritterlich-Hörigen das Heergewäte. Wo das nächste Blut das Heergewäte erbt, da ist Freiheit. Eine gleiche Theilung des Familiengutes nach des Vaters Tode ist da, wo Grundeigenthum vorherrschender Besitzstand ist, undenkbar, „Breitiu eigen werdent smal, so man si teilet mit der zal“; überhaupt scheint Theilung nur bei Verbindung verschiedenartiger Gütersubstanzen

statt zu haben; wo eine Erbtochter geheirathet ist, tritt in der Regel der zweite Sohn derselben in der Mutter Grundbesitz. Nur die fahrende Habe wird eigentlich getheilt. Des Vaters Gut erbt aber in Ständen, wo die Blutrache Pflicht ist, der zunächst zur Rache des Vaters Verpflichtete, wenn dieser erschlagen wird; also der älteste Sohn. Bei hörigen Leuten (zuweilen sogar adelig-hörigen) zieht das Erbrecht in der Regel den Jüngsten vor. — So erhält auch bei den Israeliten der älteste Sohn ein doppeltes Erbrecht und der Goel gewisse Berechtigungen in Beziehung auf das Erbe.

Das Erbrecht im alten Deutschland erhält dadurch einen eigenen Character, dass das freie Grundeigenthum grossentheils in integrirenden Theilen der Mark bestand, und sich erst durch Zusammengewinnung oder durch Lösung der Mark als Sondereigenthum vermehrte*). Wald und Weide, und selbst in gewissem Sinne Haus und Acker, weil die letzteren zuerst Markgenossen kaufen konnten vor den Fremden, von ihrem Besitz aber der Antheil an Wald und Weide abhängt. Hier musste sich schon das Erbrecht auf den einen Sohn, der das Haus erhielt, beschränken. — Heergewäte erhielten bloß Männer, Gerade bloß Weiber. Zu ersterem gehörte das Kriegssross, zu letzterer Federvieh, Schafe und Bienen. Die Habe wurde dann unter die Berechtigten theils durchs Loos, oder, wo nur zwei waren, auch so getheilt, dass der ältere theilte, der jüngere wählte. — Die Ausschliessung der Enkel durch die Kinder im altdeutschen Erbrecht beruht mit auf der Blutrache. Der Vorzug des

*) Vgl. Zschokke's Schilderung des schweizerischen Lebens in den Urkantonen.

Mannsstammes vor den Frauen beruht auf demselben Grunde.

Auf jeden Fall geht hieraus hervor, dass Unterschiede in der Erbtheilung und folglich auch die Macht einzelner Linien, der Ursprung der Stammverfassung und endlich die Gewalt des Stammältesten oder Stammfürsten als unwillkürliche, objective Grundlage die Blutrache-Verhältnisse haben. Die Gestalt aber, wie sich aus dem engeren Familienstaat grössere patriarchalische Stammstaaten herausbilden, lernen wir besonders durch das Verhältniss zu Grund und Boden zwiefach bestimmt, entweder als reine Familiengestalt oder als Klan, kennen.

§. 4. Die Ausbildung des Verhältnisses des Stam-
mesältesten, inwiefern es einfach aus der Familie hervor-
geht, ist jedem bekannt in der Darstellung der Bibel; am
einfachsten und natürlichsten sieht man die Gewalt, die
dieses Verhältniss übt, in dem Betrage Jacob's, wo
dann Isaak trauert, dass er Jacob zum Herrn gesetzt
hat über Esau: „Alle seine Brüder habe ich ihm zu
Knechten gemacht, mit Korn und Wein habe ich ihn
versehen.“ — Dies patriarchalische Verhältniss erhielt
in der späteren Gesetzgebung der Israeliten juristisch
schärfere Bestimmungen. Die Erbtheilung und also
auch die Zutheilung der Rechte des Erstgeborenen
wurde der Willkühr des Vaters entzogen, 5 Mos. 21,
15.; auch war der Erstgeborene nun nicht mehr Herr
seiner Brüder (was er auch ehemals nicht streng war),
sondern nur beim Erbe bevorzugt. Der Unterschied
von Besitzthum in der Stadt und auf dem Lande er-
innert an die deutschen Markgenossenschaften, 3 Mos.

Der Stammesäl-
teste.

25, 29 ff.; doch war mit der Ansiedelung der Israeliten das streng patriarchalische Element der Verfassung bereits verloren.

Wenn auch nicht interessanter, doch in der Regel weniger gekannt ist das patriarchalische Verhältniss der Stammesältesten in der Klanverfassung. — Ein drittes bestimmendes Verhältniss der Stammesältesten lässt sich nicht wohl denken. Sondereigenthum, ausser wenn es Vieh ist, kann gar keine Grundlage für Familienverbindung bilden. Ein wunderbares Verhältniss patriarchalischer Häuptlingsschaft findet sich noch in den Caporali des italienischen Adels, dessen Casati, Consorterie und Alberghi eigenthümliche Verhältnisse begründen. Die deutschen Adelszechen näherten sich dem. Man kann es als eine Art Klanverfassung, die in das germanische Leben hereinsieht, fassen.

Die Dienstbarkeit in der Familie.

§. 5. Diese haben wir bereits in einigen Formen kennen lernen; die Dienstbarkeit der Frau, der Kinder unter gewissen Umständen. Die Dienstbarkeit auch der Brüder bei patriarchalischer Verfassung. Das Familienverhältniss umfasst aber auch strengere Verhältnisse der Dienstbarkeit, deren Ursprung entweder ein natürliches Ereigniss oder ein bürgerlicher Act, und im letzten Fall entweder von beiden oder nur von einer Seite freiwillig ist.

Das natürliche Ereigniss, das eine Dienstbarkeit begründen kann, ist nur die Geburt. Diese kann dadurch, dass jemand unter gewissen Umständen von Dienstleuten geboren ist, den Gebornen auch zum Dienstmann machen. Strenge Leibeigene haben fast nie eine Ehe. Die äusserste Entartung solcher Verhältnisse finden sich in den Sklavenstutereien Nordame-

rika's. Da diese Geburt aber nur die Fortsetzung der Folge eines Kaufes, Contractes oder einer schon vorhergehenden natürlichen Diensteingehung der Eltern ist, so kann davon hier weiter nicht gesprochen werden.

Ein anderes Verhältniss tritt ein und begründet oft Dienstverhältnisse, wenn jemand entweder von beiderseits freien Eltern, aber aus s. g. Missheirath, oder von einem Freien und einer Unfreien, oder endlich, wenn jemand aus einem Verhältniss stammt, welches gar keine Ehe war. Ueber die deutsche Missheirath vergleiche man Grimm's Rechtsalterthümer, S. 438. Die Natur der Gesamtbürgerschaft drückte schon den so Gebornen in ein gewisses höriges Verhältniss herab, da er nicht volles Erbrecht hatte.

Bei den Longobarden erbten eheliche Söhne zu gleichen Theilen; waren uneheliche Söhne daneben, so erhielten die ehelichen Söhne jeder zwei Theile des Erbes, alle unehelichen zusammen nur Einen. Waren gar keine ehelichen Söhne vorhanden, aber eheliche Töchter und uneheliche Söhne, so erhielten die Töchter die Hälfte, die unehelichen Söhne ein Viertheil und das letzte Viertheil fiel dem nächsten Blutsverwandten oder, wenn mehrere gleichnahe waren, diesen zu. Waren blos Söhne unehelicher Söhne noch vorhanden, so hatten sie an des Grosvaters Erbe gar kein Recht.

Ein eignes Verhältniss fand in Beziehung auf solche freigelassene Leute statt, welche zwar die Freiheit und das Connubium mit Longobarden, aber weder die Waffenehre, noch freies Eigenthum, noch die Fähigkeit erhielten, selbst Mundwald zu sein. Diese blieben, so wie alle ihre Nachkommen, unter dem Mun-

dium des ehemaligen Herrn, der ihnen bei der Freilassung noch mancherlei Verpflichtungen und Dienstleistungen auflegen konnte. Diese Leute nannte man Aldien. Sie selbst unter einander hatten gegen ihren Herrn keine geschlossene Ehe, aber sie konnten mit freien Longobarden oder Longobardinnen eine Ehe haben, und dann folgten die Kinder dem Vater, doch musste dieser natürlich die Aldie, wenn sie eine fremde war, auslösen. Hier tritt eine eigentliche Missheirath ein.

Uneheliche Kinder erben die Mutter bei anderen deutschen Stämmen und treten also in den Schutz von deren Verwandtschaft.

In einem Zustande, wo mannichfache Gewerbe zum Unterhalt offen stehen, zieht das verringerte Erbrecht nicht nothwendig Dienstbarkeit nach sich, — aber, wo dies nicht der Fall ist, oder, wo, wie im deutschen Mittelalter, die Gewerbe selbst den schlechter Gebornen verschlossen sind, ist gar kein anderer Ausweg als Dienstbarkeit. Man kann viele Abstufungen der Hörigkeit bei den deutschen Stämmen als aus solchen minder berechtigten Familienverhältnissen hervorgegangen, betrachten.

Es ist übrigens dies, dass unehelich Erzeugte in schlechterem Verhältniss sind, nothwendig mit allen Zuständen, wo die Familiensubstanz als solche Werth hat, verbunden, und ein nicht geringes Zeichen tüchtigen Lebens; in der mosaischen Gesetzgebung findet sich dasselbe: „Es soll auch kein Hurenkind in die Gemeine des Herrn kommen, auch nach dem zehnten Gliede nicht, sondern soll schlecht nicht in die Gemeine des Herrn kommen.“

Bei den civilisirteren Nationen sind solche Verhältnisse gemildert, wie überhaupt die Macht der Familiensubstanz bei ihnen geschwächt erscheint*). Hier ist also auch fast nie die schlechtere Geburt Grund eines Dienstverhältnisses, sondern dieses letztere ist Folge eines beiderseits freien Contractes oder eines Ankaufs. Von der letzteren Dienstbarkeit, der eigentlichen Sklaverei, welche sich mit den rohesten, wie mit den gebildetsten Zuständen verträgt, nachher; zunächst von der Dienstbarkeit durch freien Vertrag. Sie erscheint unzweifelhaft der Form nach als die menschlich-würdigste, doch liegt in ihr eine *Contradictio in adjecto*. Wo zwei Leute, die wirklich *al pari* stehen, einen Contract schliessen über das Dienstverhältniss des einen zu dem anderen, entsteht allezeit ein Missverhältniss. Die freie Dienstbarkeit in Nordamerika ist eine Art Gräuel. Die Pietät eines solchen Verhältnisses wird nämlich durch das Gefühl der Gleichheit völlig aufgehoben. Es kann deshalb nur eine Annäherung an dies Verhältniss Gleichberechtigter, frei Contrahirender, nicht die Erreichung desselben als für die Bildung wünschenswerth erscheinen. Je mehr sich die Familie ihrem ursprünglichen natürlichen, patriarchalischen Character entfremdet, je mehr wird sich auch das Dienstverhältniss dem gleich contrahirender Personen nähern. Die Mercantilehe kann neben sich nicht gut ein anderes Verhältniss der Dienstbarkeit dulden als das freier Contrahenten, oder der Sklaven, weil ihr selbst alle patriarchalische Pietät abgeht. Mit der christlichen

*) Diese Macht erscheint noch etymologisch sehr scharf, z. B. im Altdeutschen bedeutet *hiu* die Familie und die Knechtschaft; *famulus* und *familia*.

Ehe vertragen sich im Grunde auch nur Dienstboten, die ihr Verhältniss religiös auffassen, und in einer allgemein unchristlichen Lebenssubstanz ist es unendlich schwer, wirklich christliche Verhältnisse in einzelnen Beziehungen durchzuführen. Am Familienleben erfährt man überhaupt die Macht allgemeiner Geister mehr; jedes sich mit diesen in Widerspruch setzende setzt auch das Familienleben nach irgend einer Seite hin ausser Verhältniss zum Ganzen. Junggesellen haben es weit leichter, die Sonderlinge zu spielen, als Ehemänner; aber sie sind auch weit geeigneter, einer schlechteren Lebenssubstanz zum Trotz ein neues höheres durchzukämpfen. Von dieser Bedeutung des Cölibats wollen freilich unsere hausbackenen Liberalen nichts wissen.

Die Dienstbarkeit durch Kauf ist zwar in der Regel eigentliche Sklaverei, doch nicht immer; römische Colonen, germanische Schutzhörige konnten auch verkauft werden, doch wird in diesen Fällen nicht die Person selbst, sondern nur ihre Leistung verkauft, und auf diesen Grad ist auch ziemlich überall in christlichen Landen die Negersklaverei herabgesetzt, namentlich in den englischen Colonieen Westindien's ist die s. g. Negersklaverei auf ein Verhältniss hin gemildert, welches dieselbe der germanischen Leibeigenschaft und strengeren Hörigkeit gleichstellt.

Die eigentliche Sklaverei hat sich mit den civilisirtesten Zuständen mit attischer, mit florentinischer Bildung vertragen, und für die Länder zwischen den Wendezirkeln kann man sagen, ist sie notwendige Grundlage gebildeteren Lebens; so nothwendige Grund-

lage, dass sogar der Negerstaat von Haiti sie nicht dem Wesentlichen und der Sache nach, sondern nur der Strenge und der Form nach aufgehoben hat. Die landbauenden Individuen sind hier in einem Verhältniss, welches von strenger Hörigkeit nicht viel verschieden ist, doch haben sie rechtliche Freiheit der Verfügung über ihr Eigenthum, und sollen geschützte Ehen haben.

Der Kauf der Person giebt zwar dem Dienstverhältniss der Sklaverei seinen eigenthümlichen Character, doch ist die Begebenheit, welche früher die verkaufte Person in die Gewalt des Verkäufers brachte, nicht unwichtig. Gefangenschaft durch Krieg oder Raub*), und Geborenwerden in der Gewalt eines anderen wirken verschieden. Selten wird der, welcher einen Feind gefangen nimmt oder ihn raubt, ihn als Diener behalten, er fürchtet die Rache. Daher der Sklavenhandel in's Grosse überall, wo lange fortdauernde Kriege zwischen Nationen geführt werden, die die Gefangenen als Sklaven zu behandeln pflegen. — Oft sind die Sklaven in einzelnen Beziehungen berechtigter gestellt als die freieren Hörigen, z. B. Heloten in Verhältniss zu Periöken, — dies hat seinen Grund in dem ursprünglichen Anfangsverhältniss der Sklaverei. Die slawischen Hörigen in Deutschland sind vielfach den Periöken gleich zu achten.

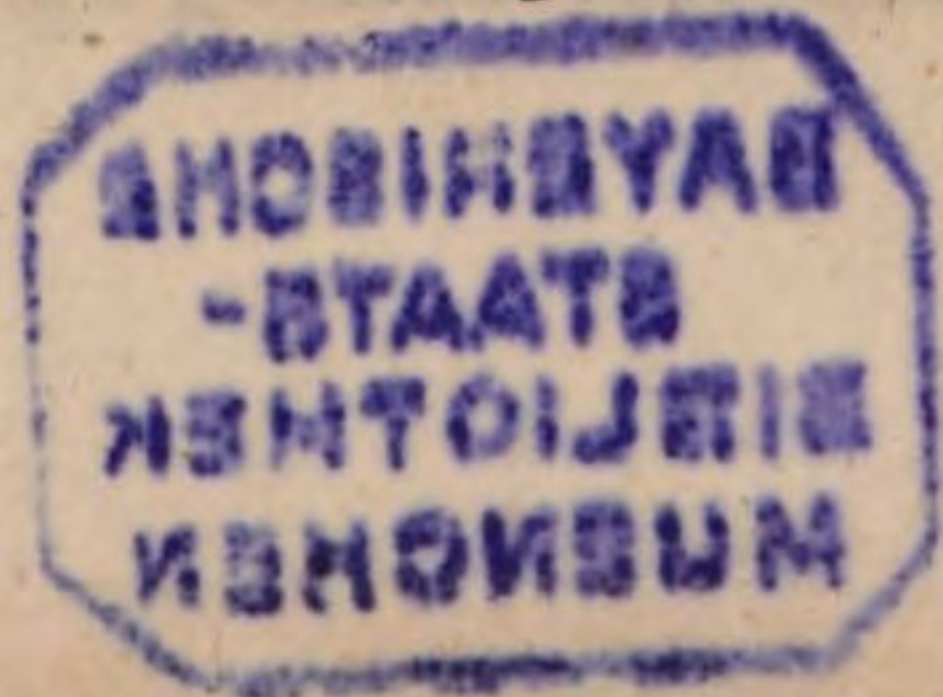
*) Der Gefangene im alten Deutschland wurde geopfert, verkauft, oder blieb als Knecht wohnen. Die Ansicht: Wen man in der Schlacht tödten darf, darf man auch später tödten, — liegt zum Grunde. Als Knecht wohnen liess man in der Regel nur Weiber und Unerwachsene.



Die Sklaverei in Amerika ist, nebst der Möglichkeit der weiteren, leichten und ungehinderten Ausbreitung der Bevölkerung nach Westen, dort Gewähr der Demokratie, wie überhaupt eine Demokratie mit gebildeter Erfüllung nicht ohne Sklaverei zu denken ist. — Die Negerstämme kommen durch diese Negersklaverei zu welthistorischen Ehren, denn der ihrer Kraft fehlende Wille wird durch höher bestimmten Willen ergänzt. Auch in Haiti sind alle höheren, allgemeineren Thätigkeiten in den Händen von Mulatten.

Es lassen sich übrigens Abstufungen der Sklaverei bis zu Verhältnissen herab denken, welche wirklich menschlich verwerflich sind; nur darf man nicht glauben, dass solche Verhältnisse sich bloß durch die Schlechtigkeit des gebietenden Theiles machten. Der gebietende Theil verroht im Gegentheil durch die Rohheit der Diener, wie Leute, die viel mit Pferden und Hunden umgehen, bestialischere Physiognomien bekommen.

Es kann Sklavereiverhältnisse geben, welche als völlig unchristliche und unmenschliche bezeichnet werden müssen, und der Sklavenhandel hat allerdings etwas menschlich durch und durch widerwärtiges; allein wo die Sklaverei in milderem Verhältniss, etwa wie die deutsche Hörigkeit des Mittelalters, besteht, lässt sich gegen sie weder vom christlichen, noch vom menschlichen Standpunct, bei der notorischen Verschiedenheit der Naturanlage und bei der notorischen Unfähigkeit der Neger, selbstständig zu welthistorisch wichtiger Bildung zu kommen, etwas sagen. — Von



der Natur gegebene Verschiedenheiten der Racen muss man respectiren, so gut als die zwischen Mann und Weib.

In Beziehung auf alle Familienverhältnisse muss ausgesprochen werden, dass sie — die ehelichen, die elterlichen und kindlichen, die dienstpflichtigen und überhaupt häuslichen Verhältnisse zusammen genommen — Eine geistige Substanz von natürlicher Einheit bilden, welche krankhaft wird, so wie ein Theil dem Uebrigen nicht mehr entspricht. So ist z. B. ein Erbrecht durch gerichtliche Handlung (Testament) der Mercantilehe und dem Dienstverhältniss durch freien Contract analog, und ein Majorat würde sich in solcher Verhältnissumgebung schlecht ausnehmen. Bald erscheint die Familie als Supplement nur Eines Mannes, als die detaillirte Ausführung von dessen Wesen, bald als Verhältniss Gleichberechtigter. Das Wesen aber der Gleichberechtigung oder des Supplementverhältnisses hängt von anderweitigen Substanzen ab. Sklaverei bei unseren übrigen Verhältnissen in Europa würde eben so unangemessen sein, als Polygamie; und ein einziges solches unpassendes Verhältniss zwischen die übrigen Familienverhältnisse gebracht, verändert sie wesentlich. Wir werden nun aber sehen, wie diese Familiensubstanz noch keinesweges eine abgeschlossene ist, wie auch von den Besitzthümern aus mancher bestimmende Einfluss auf sie, wie wieder umgekehrt von ihnen auf die Verhältnisse der Besitzthümer geübt wird.

Z w e i t e s K a p i t e l .

Das Grundeigenthum.

Ererbtes oder erworbenes. An den Boden geknüpfte historische Erinnerungen.

§. 1. In Beziehung auf das Eigenthum überhaupt muss zuvörderst der Unterschied in's Auge gefasst werden zwischen ächtem, freiem Eigenthum und mannichfachen Abstufungen der Abhängigkeit desselben. Die Aechtheit wird theils durch die Natur bedingt, theils durch die aus Mangel an Vermögensflüssigkeit erstarrteren socialen Formen, theils durch reflectirende Staatsklugheit.

Die Aechtheit erscheint durch die Natur bedingt, in wiefern der Sache nach mit Geld weit unbedingter geschaltet werden kann, als mit Grund und Boden. Grund und Boden kann sich zwar mobilisiren, er kann sich ideell lösen und in Papier gleich anderem Besitzthum circuliren, wie in den Assignaten der nordamerikanischen Soldaten. Allein dazu gehört schon eine ausserordentlich künstliche Ausbildung der Vermögensverhältnisse, und der Natur der Sache nach kann der Mensch weniger mit Grund und Boden schalten. Dies allein inzwischen würde auf die Aechtheit des Eigenthums noch weiter keinen Einfluss haben; allein wenn eine Gegend unter 30 Grundbesitzer vertheilt ist, sind die 29 interessirt, wer die 30ste Parcele hat, denn sie sind gesellschaftlich an ihn gewiesen. Wenn 30 Thaler an 30 Menschen ausgegeben werden, so kann es den 29 anderen allezeit gleichgültig sein, wer den 30sten hat. Durch dies Interesse wird also zuerst Grund und Boden mit Kennzeichen der Unächtheit behaftet. Eine weitere Eigenschaft ist, dass Grund und Boden regelmässigen, namhaften Ertrag nur giebt, wenn er bear-

beitet, wenn er bewirthschaftet wird, und dass sich reichere Grundbesitzer zu ersterem nicht verstehen und bei grösserem Umfang des Gutes nicht verstehen können. Hier entstehen in Zeiten und Lagen, wo cursirendes Geld nicht häufig ist, als Abfindung gegen Arbeit und Dienste abhängige Eigenthumsverhältnisse. Ueberhaupt entstehen diese, wo man Bodenrenten zu Geldzahlungen benutzen muss und sie in wirkliches Geld nicht verwandeln kann; die Entstehung des Lehenwesens, in wiefern dasselbe dingliche Verhältnisse begründet, ruht ganz hierauf. Auch die Theilung von Grund und Boden hat ihre Schwierigkeiten. Ein Capital lässt sich einfach theilen und mit irgend einem kleinen Theil desselben und mit hinzukommender Arbeit ein neues Vermögen begründen; bei Grund und Boden ist dies anders, und wo der Wohlstand der Familien bestehen soll, sind in Zuständen, wo Grundeigenthum Basis der Subsistenz ist, Einschränkungen der Erbschaftstheilungen nothwendig. Sie sind nothwendig nicht blos im Familieninteresse, sondern auch in dem der Gemeinde. So entstehen Majorate und Minorate, Familienfideicomisse und eisernes Stammgut aus der Natur der Sache. Endlich erzeugt auch die Noth hie und da unächte Eigenthumsverhältnisse, wo sich Bodenrenten nicht vollständig in Geld verwandeln lassen, weil Darlehen aushelfen müssen. In Westphalen finden sich z. B. Darlehen von Oefen, von Vieh durch Juden.

Die Folge von [dieser Eigenschaft des Grundes und Bodens, dass er die Menschen bindet, wo nicht neben ihm eine sehr bedeutende Masse beweglichen

Vermögens ist, diese Eigenschaft lässt auch sociale Verhältnisse erstarren. Die Familie, welche ein Gut durch Jahrhunderte besessen, wird ihrer geistigen Natur nach Theil des Gutes und entwickelt einen so bestimmten starren Familiencharacter, dass Vater, Sohn und Enkels Enkel in derselben Haltung bleiben, wie man bei Beobachtung aller Aristokratieen sehen kann. Auch in Gemeinden solcher Familien entstehen Sitten, Trachten, Ansichten, Gewohnheiten, Physiognomieen in einer weit ausgeprägteren Weise, und die Menschen werden dadurch bornirt (das heisst, mit bestimmteren und ebendesshalb zwar tüchtigeren, aber auch in engeren Schranken gehaltenen, Fähigkeiten ausgestattet), können sich in andere nicht schicken und andere nicht ertragen. Man vergleiche nur Bauern aus Gegenden, wo fortwährend roulirendes Eigenthum ist, wie auf dem Thüringer-Wald, wie in einem grossen Theil der Rheinlande, mit Bauern, wo das Eigenthum factisch wenig oder gar nicht roulirt, selbst wenn es frei ist, wie in Tyrol oder Ostfriesland. — Diese starre Natur wirkt um so mehr dahin, die Aechtheit des Eigenthums zu beschränken durch den indirecten Einfluss seiner bornirten Natur, die da eben am Orte ist. Der Eigenthümer trennt sich kaum in schwererem Seelenkampf vom Leben als von seinem Bauernhof; man wird leichter alle Glieder einer Gemeinde körperlich malträtiren können, als ihnen ein neues Glied mit fremder Natur aufzwingen. Unsere besten Bauern in Deutschland haben diese Natur, wie z. B. die in der Grafschaft Hauenstein; und die stete Tendenz des Adels, sich gesellschaftlich abzuschliessen, hängt wenigstens nach mehr als Einer Seite damit zusammen.

Diese Starrheit der Naturen wirkt dann besonders auf die Gestaltung der Veräusserungsrechte. Das Odelsrecht in Norwegen, welches den einzelnen Geschlechtern ihre Güter zu erhalten sucht, und ihnen in sehr vielen Fällen ein Rückkaufen von dem nicht verwandten Ankäufer zusichert, gehört ganz hierher.

Endlich wirkt reflectirende Staatsklugheit auf Aechtheit und Unächtheit des Besitzthums im Ganzen sehr ein. Wo man vor allem die Concentration äusserer Mittel will, muss man natürlich dahin wirken, das Eigenthum an Grund und Boden überall in ächtes zu verwandeln; wo man feste sittliche, eingewachsene, dadurch aber freilich auch bornirte Zustände wenigstens für gewisse Classen will, muss man gegen die Aechtheit des Eigenthums an Grund und Boden arbeiten. Jene Richtung haben Physiokraten und Industrielle gehalten.

Nach diesen Vorbemerkungen wird sich schon von selbst deutlicher herausstellen, in wiefern ererbtes und erworbenes Eigenthum in der Regel schon ganz verschiedene politische Elemente bilden. Jenes setzt, wo es im Ganzen vorhanden ist, einen socialen und Rechtszustand voraus, ohne viel roulirendes Eigenthum; dies setzt vorzugsweise roulirendes Eigenthum voraus. Jenes kennt strengere sittliche Verbindung des Menschen mit dem Boden; dies kennt gar keine solche da, wo es in seinem Extrem vorhanden ist, wie in Nordamerika. Jenes setzt eine fromme Beziehung zu dem Besitzstand voraus, dieses durchaus nicht, sondern nur die rationelle des Fabrikanten oder die gemeinspeculirende des modernen Juden.

Feste Gemeinheits- und überhaupt Gesellschaftsverbände, die mit jenem verbunden sind, bilden eben so viel sittliche Pfeiler; die Ungebundenheit an Ort und Umgebung im letzteren Falle schwächt die sittliche Scheu. Wer Ehre und Achtung an einem Orte verloren hat, versetzt sein Eigenthum leicht an einen zweiten Ort, wo man sein früheres Leben nicht kennt. Historische Erinnerungen binden im ersteren Falle an Grund und Boden und lassen nicht zu Schanden werden, wie Israeliten und Griechen bewiesen haben, im letzteren Falle fehlen sie als gemüthliches Element des Volkslebens ganz; mit ihnen fehlt fast alle Poesie im Volke, die Märchen- und Sagenwelt der Kinder, die mystischen Beziehungen zu Wald und Feld, die eigentliche Festfreude, und alles, was über die reptilische Arbeit erheben könnte. So wie die Fabrikgesinnung den Landwirth ergreift, ist to make money der grosse Wahlspruch; man sieht in Regen und Sonnenschein nicht mehr Gottes milde segnende oder strafende Aeussereung gegen den Menschen, sondern Naturerzeugnisse, deren Folgen man mit verändertem Anbau u. s. w. zum Theil ausweicht. Kurz, das frömmste Geschäft wird nun zum ödesten, — und es kann hier eine Verödung eintreten, welche alle sittliche Energie, alle Electricitätsfähigkeit könnte man sagen, aufhebt, und welche durch keinen Unterricht im Generalbass und in der Geometrie ersetzt wird.

Wenn sich auf diese Weise moralische Folgen der Art und Weise des Eigenthums schon nachweisen lassen, wo Grund und Boden nur neben anderen Besitzthümern besteht, so entwickeln sich diese Folgen

noch weit, weit entschiedener da, wo Grund und Boden einzige Grundlage des Nahrungsstandes ist.

§. 2. Zustände, in welchen das Grundeigenthum die einzige Grundlage des Nahrungsstandes ist, sind allezeit entweder ursprüngliche oder einem ursprünglichen Zustande sehr nahe, und die Wirkung des Grundeigenthums zeigt sich allezeit in Classification der Bevölkerung in voller und weniger voll berechnigte, denn wer in einem solchen Zustande ohne Bodenbesitz ist, ist allezeit auch bodenlos. Man kann auch von dem patriarchalischen Nomadenstaat, so wie von der Klanverfassung sagen, dass Grund und Boden die letzte Nahrungsquelle bilde, allein in beiden Fällen ist Grund und Boden noch nicht Sondereigenthum, sondern Stammeigenthum, und nur der Unterschied findet statt, dass der Nomadenstamm den Boden wechselt und von einer Weide zur anderen zieht, während in der Klanverfassung der Stamm dasselbe Stück Land fort und fort besitzt und nur das einzelne Stammglied seinen Boden wechselt. Sondereigenthum des Einzelnen an Grund und Boden hingegen begründet allemal, wo es einzige Grundlage des Nahrungsstandes ist, eine ganz andere Verfassung als jene nomadische Stammverfassung oder Klanverfassung.

Das Grundeigenthum als einzige Grundlage des Nahrungsstandes.

Noch aus dem Nomadenleben her wird, wenn dies voranging, die Einsicht bleiben, oder wenn dies nicht voranging, wird sich die Einsicht unter gewissen Verhältnissen des Locales nothwendig bald entwickeln, dass gewisse Theile des Grundbesitzes nicht die Mühe der Arbeit lohnen, wenn sie einzeln angebaut würden, dass sie aber in gemeinschaftlicher Nut-

zung ihre guten Früchte tragen. Unfruchtbarere, steinige Stellen, die nur einen dürftigeren Graswuchs verstaten, oder Gegenden, die guten Graswuchs haben, aber üble Lage, werden nicht zuerst bestimmt occupirt werden, sie werden Enclaven anderer Güter, deren Besitzer später ein Interesse haben, dies Land, was an sich allein auch niemanden lockt, nicht mehr einem Einzelnen zu überlassen; die Sonderung der Nutzung nach dem Local ist dann das Schwierigere, zu tausend Streitigkeiten Führende, die gemeinsame Nutzung das in der Natur der Sache Liegende. Eine ähnliche Gemeinsorge wie die Weiden werden die Wege; erst bei schon entwickelterer Ansicht oder unter bestimmten Umständen auch die Wälder begründen. Neben dieser Sorge für Gemeinbesitz, welche die Grundeigenthümer einer Gegend an einander knüpft, knüpft auch die Sorge für das Sondereigenthum, für Constatirung und Vertheidigung der Grenzen des einzelnen Gutes, an welches sich nun die Ansprüche auf Gemeindennutzungen binden, an einander. Diese Verhältnisse des Eigenthums bilden weit früher Gerichtsgemeinden, als die Sorge für Leben und Freiheit des Einzelnen; denn diese fällt dem Blutracheinstitut anheim und ist Sache der einzelnen Familie, jene hingegen sind gemeinsame Angelegenheit der Bewohner einer Gegend.

Die Begrenzung solcher Gegenden ist in der Regel einfach durch die Natur gegeben; handeltreibende, gewerbtreibende Völker verbindet ein Fluss in allen ihren Theilen. Ackerbauende Völker scheidet ein Fluss, denn Weiden über dem Flusse zu benutzen, sobald

dieser nicht von Kleinvieh durchwatet werden kann, hat seine Schwierigkeiten. Flüsse, schroffe Bergscheiden, Versumpfungcn schliessen so zum Theil natürlich die Gemeinden ab; wo natürliche Grenzen nicht mehr helfen, kommt die Entfernung von den Gegenständen gemeinsamer Vorsorge hinzu; niemand hält sich mit seinem Viehstand an die entferntere Weide, wenn er die nähere haben kann; wo die Weidestrecken so ausgedehnt sind, dass an denselben nach anderen Seiten hin local getrennte Gemeinden Antheil haben können, werden diese sonst geschiedenen einen gemeinsamen Frieden über die Nutzung schliessen oder erkämpfen. Kurz, es bilden sich nothwendig durch Grundeigenthumsnutzungen, wo diese noch die Hauptbasis des Nahrungsstandes sind, geschlossene Gemeinden in local begrenzten Gegenden. Nennen wir in altdeutscher Weise eine solche durch natürliche Interessen der Bodennutzung abgegrenzte Gegend eine Mark, und die in ihr gebildete Gemeinde eine Markgenossenschaft, ohne alle Rücksicht auf bestimmte germanische Verhältnisse; so werden wir sofort im Stande sein, eine Reihe von gesellschaftlichen Erscheinungen angeben zu können, die sich innerhalb dieser Mark entwickeln müssen.

Dass die Mark nämlich ganz gleich vertheilt gewesen, ist etwas, was sich erst da denken lässt, wo die Bevölkerung aus gebildeten Verhältnissen bereits kommt, sonst wird die Occupation verschieden sein nach Verschiedenheit des Vermögens, der persönlichen Kräftigkeit, der Familienglieder Anzahl, und die Markgenossenschaft wird aus ärmeren und reicheren Besitzern bestehen. Ist die Vertheilung aber auch ma-

thematisch gleich, so werden sich 1) qualitativ bessere und qualitativ schlechtere Güter finden; selbst wenn man gleich Anfangs die Ansicht mitbrachte, Güter nicht weiter zu theilen, werden hie und da durch Erbtöchter Güter vereinigt werden; kurz, wenn auch eine rechtliche und politische Gleichheit noch statt findet, wird diese durch die Ungleichheit des wirklich geltenden Vermögens zur Maske, und der freie Mann, der auf seinem Gute kaum für sich und seine nächsten Angehörigen genug hat, wird sich factisch durchaus dem nicht gleichhalten können, der selbst seine Zeit und Kräfte nicht an abstumpfende Arbeit zu wenden braucht, und ausserdem auf seinen Gütern eine zahlreiche Hausgenossen- und Dienerschaft nährt, die das, was er will, äusserlich unterstützt; 2) Werden sich durch Familien- oder andere Interessenverbindungen Machtmassen sporadischen Gemeindegliedern gegenüber bilden; kurz, es wird ein Herrenstand aus dem Bauernstand heraustreten. Man kann dies als die nothwendige Entwicklung jeder Markgenossenschaft, wo nicht auf anderen Wegen die Ungleichheit des Grundeigenthums ausgeglichen, oder die Gleichheit wie im israelitischen Jubeljahr hergestellt wird, bezeichnen.

Zu dieser Entwicklung trägt dann die Entstehung höriger Verhältnisse bei, welche in einer Markgenossenschaft unter diesen Umständen als nothwendig erachtet werden muss, selbst wenn nicht eine kriegerische Occupation der Mark gleich mit der Mark selbst eine gewisse Hörigkeit und Knechtschaft gegründet hat. Die Massen von geschützten Leuten (die die Persönlichkeit des einen, von welchem sie geschützt werden, completiren, die des andern, der keine dergleichen

Schützlinge hat, nicht) sind es eben, welche den Herren- und den Bauernstand schärfer scheiden. Nach zwei verschiedenen Richtungen hin lässt sich dann aber die weitere Entwicklung denken; nämlich entweder findet ein Kampf der Natur statt, etwa mit mächtigen Strömen, deren Anschwellungen an Jahreszeiten und Himmelszeichen gebunden sind, deren Leitung mächtigere Bauwerke nöthig machen, dann wird die Bildung eines Priesterstandes, eines durch Intelligenz herrschenden Standes nicht zu verhindern sein, so lange die Kenntnisse, die zu Beherrschung dieser Naturerscheinungen gehören, nicht Gemeingut aller sind. Ist hingegen etwas der Art nicht vorhanden, was die Menschen ängstigte und in die Gewalt des Geistig-Mächtigeren gäbe; so giebt der Besitz eines festen Punctes in der Gegend, eines festen Zufluchtsortes und weit die Gegend dominirenden Terrains unter den reicheren Familien der einen oder der anderen einen Vorzug, und führt zu Gründung eigentlicher Burgherrschaft, so dass ringsum Alles zu dem Burghäuptling in eine Schutzabhängigkeit treten, oder auswandern muss. Im alten Deutschland finden wir solche die Gegend dominirende Puncte in der Regel den Göttern geweiht, wir finden sie als Opferstätten, und es mag nicht blos ein psychologischer, es mag auch ein politischer Grund vorhanden gewesen sein, gerade solche Puncte den Göttern zu weihen, um sie dem Privatbesitz zu entziehen. Diese Burgherrschaften lassen dann in der Regel den freien Markgenossen ihre rechtlichen Einrichtungen, machen sie nur abgabepflichtig oder zu Ledjonen, wie die Burgherrschaft des Pisistratus in Athen die athenäischen Grundbesitzer, obwohl hier

noch ganz andere Erscheinungen und Interessen in Frage kommen. Eine ganz andere Art von Priesterthum ist übrigens dasjenige, was sich in jeder anfänglichen demokratischen Markgenossenschaft eben durch den Character der Demokratie, welche das Loos bedarf*), entwickelt, — eine ganz andere als das Priesterthum, welches die Macht über die Natur zur Basis hat. Jenes demokratische Priesterthum pflegt ursprünglich ein allen Markgenossen zugängliches zu sein, und nur später ohne eigentliche Revolution Eigenthum der reicheren Markgenossen zu werden, bis es sich zuletzt mit Burgherrschaften verbindet, und dann als Eigenthum des Adels bei neuen Eroberungen in diese als aristokratisches Institut übertragen wird. War dann ursprünglich die priesterliche mit rechtlicher und agromischer Weisheit verbundene Wissenschaft Eigenthum aller Markgenossen, und schied diese von den bloßen Schutzgenossen, wie in Rom die Patricier von den Clienten; so wird sie später Eigenthum einzelner Dynastengeschlechter, deren priesterliche Haltung dann in der Regel ebenso wie die glückliche äussere Entwicklung ihrer Verhältnisse dahin wirkt, sie von den

*) Da, wo alle gleich sind, und doch von einem Punkte her letzte Entscheidung kommen muss, sind Orakel und Loose gewissermassen das monarchische Moment, und dieser Art der Monarchie des Looses erwehrt sich vollständig keine Demokratie, denn das Abmehren der Stimmen ist auch ein Loosen. Jeder Mensch trägt in gewissen Fällen dies monarchische Moment mit sich herum. Wenn der Handwerksbursche vor das Stadtthor kommt, und ihm jede Strasse zur weiteren Wanderung recht ist, wirft er seinen Hut in die Höhe, und auf welche der abgehenden Strassen ihn Wind und zufälliger Abstoss treiben, dass ist die seinige.

Göttern abstammen zu lassen. Der Besitz der Tempel, der Opferhöhen, welche oft ursprünglich schon als Festen der ganzen Markgenossenschaft gebraucht wurden, begründet dann, wenn noch keine Burgherrschaft da war, eine solche. Kurz, mit einer bäuerlichen Basis des Lebens ist das Entstehen eines Herrenstandes in zweiter Instanz der Entwicklung, und eines Dynasten-, eines Burgfürstenthums in letzter Instanz der Entwicklung gegeben, wenn nicht die sich entwickelnde Macht einer priesterlichen Kaste dem entgegen tritt.

§. 3. Wir haben bis jetzt zwei Bemerkungen über die Natur des Grundeigenthums gemacht: Ein Mal, dass es da, wo es längere Zeit auf dieselbe Familie, auf denselben Stamm wirkt, wo sich historische Erinnerungen aus dem Familienleben, aus der Sagenwelt, aus dem öffentlichen Leben daran knüpfen, eine gewisse moralische Einwirkung auf den Menschen habe, ihn moralisch fester binde; zweitens, dass es da, wo es fast ausschliesslicher Besitzgegenstand ist, wo sich alle gesellschaftlichen Interessen um den Besitz von Grundeigenthum drehen, zugleich in formell-politischer Hinsicht verengernd wirkt und aus dem ganzen Volk über eine zahlreiche Classe abhängiger Leute einen Stand der freien Grundbesitzer treten lässt, unter diesen einen Häuptlingsadel, endlich Burgherrschaften erwachsen lässt. In dem gegenwärtigen Paragraphen haben wir nun gewissermassen die Probe unseres politischen Exempels zu machen, nämlich zu sehen, wie sich die Burgherrschaften, der Häuptlingsadel, der Adel der freien Grundbesitzer, die Herab-

Die Mobilisirung
des Grundeigen-
thums.

setzung der abhängigen und hörigen Stände durch die Mobilisirung von Grund und Boden wieder auflösen, die gesellschaftlichen Formen sich aus ihrer Verengung wieder ausbreiten, aber zugleich die moralischen Verbände der Menschen lockerer werden.

Beispielsweise wird sich dies Exempel zunächst am deutlichsten berechnen lassen. Posito ein Staat, wo die festeste Verengung statt gefunden hat, wo alles auf das bestimmteste moralisch verbunden ist, — der Handel erzeugt neue Bedürfnisse und giebt neuen Thätigkeiten Werth, — sofort sinkt der Werth der ländlichen Producte, und die früher allein Reichen sind in ihrer Wohlhabenheit bedroht. Zugleich wünschen sie, die jetzt minder wohlhabend werden, an allen neuen Genüssen, die die Handelsverbindung schafft, Theil zu nehmen; das macht sie noch ärmer. Das Geld übt unwiderstehlich einen chemischen Einfluss auf die alten Verhältnisse. Zuerst wird das alte Ansehen der Grundreichen durch die äussere Erscheinung der Geldreichen bedroht, denn diese suchen nun dieselbe Kleidung, Wohnung, dieselbe gesellschaftliche Weise, und überbieten jene, indem die Handelsgüter zuerst in ihrer Hand sind. Jene, um sich nicht überbieten zu lassen, kaufen nun von diesen die kostbaren Stoffe, Comestibeln, Geräthe u. s. w., und machen dabei, indem sie verarmen, diese reich, während diese, wenn sie verarmen, nicht jene, sondern nur wieder Leute ihres Standes bereichern. Ist der Staat von dem Welthandel durch Binnenlage ausgeschlossen, so wird nur die Verschuldung des Adels, nicht der Bruch seiner Verhältnisse, die Folge sein; das historische Beispiel finden wir in Polen und Ungarn; — greift aber der Welt-

handel ein, so wird der Adel die Verhältnisse zu seinen Hörigen in keiner Weise behaupten können, weil die Städte und ihr Gewerbe zu mächtig aufstreben; er wird sogar suchen, sich seiner Landgüter zu entäussern, weil diese nicht mehr als feste Basis des Reichthums erscheinen; und wo er das nicht freiwillig will, wird er bald dazu gezwungen sein, denn mit Tagelöhnern kann er in dem gewerbreichen Lande die hauptsächlichsten ländlichen Producte nicht mehr so wohlfeil liefern, als der Handel die Cerealien aus entfernteren weniger gewerbthätigen Ländern zu beschaffen im Stande ist. Beispiele in der Geschichte sind Italien im 13ten, 14ten, Portugal im 15ten, Flandern im 14ten, 15ten und die nördlichen Niederlande im 16ten Jahrhundert.

Die Erfahrung und der Augenschein lehren es überall, dass die Mobilisirung des Grundeigenthumes, welche eng zusammenhängt mit Ueberhandnehmen des mobilen Vermögens überhaupt, die engeren, land-aristokratischen Formen der Gesellschaft löst, — der Grund ist einfach, weil nämlich das Grundeigenthum aufhört, ausschliessliche Basis des ganzen Lebens zu sein.

Die Mobilisirung von Grund und Boden hat aber nun noch andere Folgen: — sie hebt das Characteristische des bäuerlichen Lebens zum grossen Theil auf; macht mit der Zeit nothwendig den bodenbauenden Mann zum vagabondirenden, oder zu einem der Willkühr des Herrn fast ganz hingegebenen Zeitpachter, indem der Bauer ausgekauft wird; bringt Grund und Boden in die Hände städtischer Speculanten; arrondirt die Güter; wo dann wenigstens in Gegenden mannichfalti-

geren Anbaues der Zeitgewinn mit dem Verlust an der Güte des Productes nicht in Verhältniss zu stehen pflegt, und macht Grund und Boden zur Waare.

Das Schicksal der kleineren italienischen ländlichen Communen des Mittelalters; das Schicksal der englischen Bauern; des Grundes und Bodens in Frankreich, wo Gesellschaften zum Auskauf alter Grundbesitzer bestehen, und wo sich in den Tagelöhnern schon alle Misère dieses Systems erzeugt; Ansatz zu ähnlichen Verhältnissen in den Rheinlanden sind in Betracht zu ziehen.

Grundadel und
Bauernstand.

§. 4. Es geht aus dem Vorhergehenden hervor, dass sowohl die mit eigener Hand grundbauenden Stände, als die ihren Grund und Boden bearbeiten lassenden, dass sowohl der Bauern- wie der Grund- oder Landadelstand in sehr verschiedenen Verhältnissen sich befinden, je nachdem das Grundeigenthum älter oder neuer, ächter oder abhängiger, gebundener oder mobiler ist. Es fragt sich nun: Welche von diesen Verhältnissen werden sich mit den verschiedenen Elementarrichtungen des Staates verbinden, oder unter ihrem Einfluss entwickeln? Hier muss die Richtung des Nomadenlebens als gar nicht mehr eingreifend betrachtet werden, da in ihr das Eigenthum an Grund und Boden als ein sehr laxes und zurücktretendes Verhältniss erscheint, da sie gar keine Stände, sondern nur Knechte neben dem freien Stamme kennt.

Es bleiben uns also nur 5 Richtungen übrig, die im Einzelnen zu betrachten sind.

a) Der patriarchalische Ackerbauerstaat. Diesen haben wir hinsichtlich seiner Beziehung zu

Grund und Boden gewissermassen schon betrachtet, denn jene Gemeinden, die wir in's Auge fassten, und bei welchen wir Grundeigenthum als ausschliessliche Basis des Nahrungsstandes annahmen, gehören hierher. Entweder also in patriarchalischen Zuständen, die mit Grundeigenthum verbunden sind, tritt das patriarchalische Verfassungselement wie im alten Deutschland in den Bereich der einzelnen Familien zurück, dann wird sich innerhalb dieser der freie Grundbesitzer und der unfreie Bauer, letzterer als geschützter Verwandter, als höriger Mann oder leibeigener Knecht sondern; unter den Freien werden die Grösse des Grundbesitzes und die Festigkeit der Wohnung einen factischen Adel mit mehr oder weniger anerkanntem Einfluss erzeugen, und die patriarchalischen Gesamtverhältnisse werden nur in Beziehung auf Almenden fortbestehen, welches Verhältniss sich dann dahin verkehrt, dass bei der Entstehung der Burgherrschaften die Almenden sich in Eigenthum des Burgherrn, mit Nutzungsservituten verbunden, verwandeln. Die andere Form patriarchalischer Gemeinden, wo die patriarchalischen Elemente nicht auf die einzelnen Familien zurückgedrängt werden, sondern im Stamm walten, wie in der Klanverfassung, kennt im Grunde keinen Ackerbau, denn die stete Vertheilung der Ländereien erdrückt ihn. Hier fallen dann auch die Abhängigkeitsverhältnisse nicht in die einzelne Familie, sondern in den Stamm, und der Stammhüptling mit seinen Söhnen, nächsten Vettern und Milchbrüdern bildet einen drückenden Familienadel. Ein Bauernstand und ein Grundadel sind hier gar nicht vorhanden, wenn man nicht die Häuptlinge

als den Adel, das übrige Volk als den Bauernstand anspricht.

b) Der Priesterstaat. Wir werden später sehen, wie ein nothwendiges Princip des Priesterstaates in der Abschliessung des Volkes nach aussen besteht. Weil alles darauf ankommt, die Hebel geistiger Furcht kräftig zu erhalten, darf nichts zugelassen werden, was diese Hebel brechen, die Furcht in Freiheit verwandeln könnte; dies aber, die Freiheit, würde die unmittelbare Folge des Verkehrs mit Andersglaubenden sein. Im Priesterstaat ist also nothwendig das Volk vom auswärtigen Handel, von der Schifffahrt ausgeschlossen, und diese Thätigkeiten sind entweder ganz verpönt, oder, was häufiger ist, den Priestern übertragen, oder, wenn einer anderen Kaste, doch wenigstens so, dass die Priester eine strenge Aufsicht dabei haben und den eigentlichen Zwischenverkehr verabscheuten Kasten übergaben. Bis auf einen gewissen Grad wird nun also jeder wirkliche Priesterstaat auf Grundeigenthum basirt sein und auf Grundeigenthumsverhältnisse eingehen. In diesem Staat, dessen Lebensbedingung starre, mit Unerschütterlichkeit festgehaltene Formen sind, so wie Ausdehnung der priesterlichen, der Tempelbeziehung über das ganze Leben, wird nothwendig das Grundeigenthum sehr immobil sein oder werden; das ächte Eigenthum an Grund und Boden wird den Tempeln gehören, und entweder wie in Indien an Dorfschaften, oder wie es in Aegypten wahrscheinlich war, an einzelne Familien gegen einen regelmässigen Canon ausgegeben werden. Dieser Canon ist des Tempels Gewinn und die Einnahme und Vertheilung desselben, so wie die Verwaltung des

Tempeldistrictes fällt den Priesterschaften der Tempel zu. Sind diese Priester unverheirathete, so giebt es einen Grundadelstand nicht, wenn sie nicht aus einer bestimmten Kaste gewählt werden; ausserdem ist die Gesammtheit der priesterlichen oder priesterbürtigen Familien der Grundadel; der Bauernstand schmachtet in bald mehr bald weniger drückender, oft auch in verschiedener Weise abgestufter Tempelhörigkeit. — Ist mit dem Tempelbesitz Pachtung im Grossen verbunden, so machen die Pächter die Getreidepreise, bebauen das Land auf das wohlfeilste und haben so den grössten Product net, — aber die ländliche Bevölkerung schwindet.

c) Die Ideokratie. In dieser, die immer im Gegensatz früherer verwirrter Verhältnisse entsteht, können in der That der Bauernstand und der Grundadelstand in den verschiedensten Verhältnissen vorkommen; der Grundadelstand kann hier auch ganz abgeschafft werden, und der Bauernstand wenigstens in seiner Eigenthümlichkeit vernichtet, — ja, man kann sogar mit Bestimmtheit behaupten, dass dies letztere bis auf einen gewissen Grad der Fall sein muss, wenn nicht die Ideokratie so wie die jüdische davon ausgeht, den Bauernstand eben in seinem Bestande zu schützen. Es ist immer ein einzelnes Princip, wovon die Ideokratie ausgeht, und durch welches dann alle übrigen Verhältnisse bestimmt, also nicht mehr nach ihrer eigenthümlichen Natur bestimmt werden sollen. Der Jacobinismus wie der St. Simonismus hebt den Bauernstand als solchen ganz auf.

d) Der Militärstaat wird allezeit grosse Domänen haben; ist das Heer nicht bloss Werkzeug, so wird

er reiche Ausstattung des Heeradels durch Grund und Boden in sich enthalten; im Uebrigen aber, da es hier auf Concentration der Kräfte und auf so viel mögliche Erhöhung des Productes ankommt, im Uebrigen wird die Wirkung dauernder militärischer Verhältnisse allezeit die Verwandlung des bäuerlichen Besitzes in ächtes und mobiles Eigenthum sein. Der Lehensstaat ist kein reiner Militärstaat, denn er hört auf, dies zu sein, eben durch seine Gründung, und nähert sich dann sofort wieder in seinem Lebensprincip dem alten patriarchalischen Staate der Markgenossen.

e) Der Handelsstaat kennt gar keinen wahren Bauernstand, nur rationelle Landwirthe, welche den Boden so behandeln, wie er bei dem geringsten Aufwand am meisten rentirt, selbst auf die Gefahr hin, den Nahrungsstand zum Theil von auswärtigem Handel abhängen zu lassen. So war es in Venedig eine Zeit lang, in Holland; in England halten nur Beschränkungen der Einfuhr das Extrem ab. In einem solchen Staate kann der Wechsel der Bodenbenutzung Millionen Menschen*) zu

*) Wie es zum Beispiel im 14. Jahrhundert in England der Fall war, als der vermehrte Wollabsatz nach Flandern und Brabant den Adel ein höheres Einkommen von seinen Gütern durch Schafzucht als durch Ackerbau gewinnen liess. Viele, viele tausend Morgen Landes wurden aus Saatfeld in Viehtrift verwandelt; Tagelöhner und Zeitpächter wurden zu Hunderttausenden brodlos, und mit wenigen Hirten wurde die Bewirthschaftung von Gütern bestritten, die sonst die Arbeit von Hunderten in Anspruch genommen hatten. Noch ärger war das Missverhältniss in der letzten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert im jetzigen Venetianischen, als man von östlicheren europäischen und asiatischen Ländern Wein und Getreide so wohlfeil einfuhrte, dass niemand dergleichen, — zumal auch Städte- und Adelsfehden wütheten, — mehr bauen

Grunde richten, und muss sie selbst bei kleinen Landgütern zu Grunde richten, wenn zu auffallend geringen Preisen landwirthschaftliche Producte aus der Ferne eingeführt werden. Das zu Grunde richten der ländlichen Bevölkerung schadet aber hier weniger, weil der Ausweg vielfacher Gewerbe und in der Regel der Colonieen bleibt. Der Grundadel ist hier nur in den Kaufleuten zu suchen, welche ihr Geschäft auf Grund und Boden richten, und diesen ins Grosse fabrikartig benutzen lassen.

Betrachtet man nun das Schicksal der ländlichen Bevölkerung unter den verschiedenen Gesichtspuncten der Elementarrichtungen, so ist klar, dass es sich am gesundesten in der Markgenossenschaft findet, dass hier gewissermassen das Muster für dessen Verhältnisse zu suchen ist. Die Caricaturen, welche aus der Hörigkeit hervorgehen, und wo sich solche mit dem Adel verbinden, schwinden in der Regel und schwinden nothwendig, wenn nicht absichtlich Beschränkungen eintreten, durch das Entstehen von Handel und Gewerbe neben der Grundnutzung.

mochte. Die hörigen Leute hatten unter diesen Umständen keinen Werth mehr für den Adel; er liess sie in die Städte laufen, wo sie sich leicht mit Herstellung von Fabrikaten nährten, — das Land aber verödete und wurde halb zur Wüste. Auch nach den venetianischen Colonieen in Morea, Candia, auf den Inseln des Archipels gingen viele.

D r i t t e s K a p i t e l .

D a s G e l d .

„O! hätt' ich nicht — — — — —

— — — — — mich zurück

Zu dieser Wildniss frechen Städtelebens,

Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,

Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet.“

G ö t h e .

Das Geld als Re-
präsentant aller
sinnlichen Gü-
ter.

§. 1. Das Geld, sowohl Metall- als Papiergeld, und überhaupt in allen Formen, in welchen dasselbe nur irgend vorkommen kann, das Geld qua Geld unterscheidet sich dadurch von allen anderen Besitzgegenständen, dass es seinen Zweck wirklich nur erfüllt, wenn es von einer Hand in die andere geht, wenn es als Tauschmittel gebraucht wird; denn wenn auch Geld zuweilen, ja, ursprünglich stets auch an sich als Gegenstand, der gebraucht wird, einen Werth hat, so hat es diesen Werth doch nur, indem es aufhört, Geld zu sein; ein Stier als Tauschmittel gebraucht ist Geld; ein Stier geschlachtet und verzehrt hört auf, Tauschmittel, also Geld zu sein. Dies also ist die wesentlich den Begriff des Geldes constituirende Eigenschaft, dass es Tauschmittel ist, alles andere und namentlich der Stoff ist der Hauptsache nach das gleichgültigere: Gold und Papier, Vieh und Muscheln sind unter gewissen Umständen als Geld vollkommen gleich viel werth.

In wiefern aber das Geld allgemeines Tauschmittel ist, ist es zugleich allgemeiner Werthmesser; zwar nicht in der Art, dass irgend ein Gegenstand, der als Geld cursirt, und am wenigsten geprägtes edles Metall, selbst einen unveränderlichen Werth hätte; vielmehr sind auch diese Gegenstände durch das wechselnde

Verhältniss von Angebot und Nachfrage einem Wechsel ihres Werthes von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit unterworfen*). Allein an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit gilt doch eine gewisse Masse Geld als Aequivalent für jeden einzelnen Gegenstand, der als Waare in Betracht kommen kann; und dies sind alle sinnlichen Güter, denn selbst wo diese, wie z. B. Landgüter, durch Familienfideicommiss u. dgl. selbst der Circulation entzogen sind, kann man doch von dem Aequivalent sprechen, was sie verlangen würden, wenn sie in Circulation wären; man kann von ihrem Geldwerth sprechen, und Geld wird so, freilich immer unter den Bedingungen der Localität und der Zeit, Repräsentant aller sinnlichen Güter, wodurch es dann auch möglich wird, durch Geld sinnliche Güter, die ihrer Natur nach immobil sind, wie z. B. Grundstücke, mobil zu machen, und sie in Gegenden, welche von dem Ort ihres Daseins weit entfernt sind, in Umlauf zu setzen.

§. 2. Das Ueberhandnehmen dieses beweglichen Repräsentanten aller sinnlichen Güter (folglich auch des noch so geschlossenen Landbesitzes), das Ueberhandnehmen des Geldes giebt jedem Besitzer desselben auch eine

Das Geld als Lösemittel der durch beschränkten Landbesitz geschlossenen Gemeinden. Wirkungen des Handels auf gesellschaftliche Verhältnisse.

*) Nebenius, über den öffentlichen Credit. I. S. 89. Note:

„Um als zuverlässiger Massstab des Werthes gelten zu können, müsste eine bestimmte Quantität des hiezu gewählten Gegenstandes so lange gegen die gleiche Menge von Dingen, die zum Leben nothwendig oder nützlich sind, eingetauscht werden können, als diese anderen Dinge mit gleicher Leichtigkeit hervorgebracht und mit gleicher Lebhaftigkeit begehrt werden; und die in diesem Massstabe ausgedrückten Preise müssten genau die Veränderung anzeigen, die sich in dieser Beziehung auf der Seite dieser Gegenstände ergeben.“

gewisse Gleichheit mit dem Besitzer anderer äquivalenter Besitzgegenstände; und wenn wir in Gemeinden, die bei geschlossenem Grundbesitz lediglich auf diesen verwiesen waren, die Arten und den Umfang des Besitzes als fast allein entscheidend für alle Lebensverhältnisse erkannten, so hört dies nothwendig auf, so wie Geldvermögen neben dem Grundvermögen überhand nimmt. Sofort treten nun die Geldvermögenden freier und hinsichtlich ihres Besitzstandes gleich, ja, wenn die Gründe des Ueberhandnehmens des Geldvermögens gleichmässig fortwirken, treten sie mit mächtigerem Besitz auf, als die Grundeigenthümer, und es bleibt nur noch der moralische Unterschied zwischen den grundbesitzenden und bauenden und zwischen den gewerbtreibenden Ständen; — ein Unterschied, der, sobald einigermassen gleiche sinnliche Mittel auf beiden Seiten vertheilt sind, zu den Kämpfen aristokratischer und demokratischer Elemente führen, zu Kämpfen, die sich durch die ganze Weltgeschichte hinziehen, wie eben das Verhältniss zwischen unbeweglichem Besitz und Geldvermögen wechselt und sich stellt.

Der nach Ausgleichung des Vermögensunterschiedes bleibende moralische Unterschied ist vornämlich dieser, dass der grundbesitzende und grundbauende Mann, so lange er nicht zum rationellen Fabrikanten wird, immer ein ganzer Mensch ist, der sich nur durch den Grad innerer Garheit unterscheidet, der Gewerbsmann immer ein einseitiger, also halber, in weit einseitigeren Interessen befangener. Die Folge davon ist dann auch, dass das demokratische Princip

überall, wo es von Verhältnissen des Verkehres und Welthandels unterstützt wird, siegt, indem es zuletzt die ländliche Bevölkerung, was die bäuerliche Classe anbetrifft, in Fabrikarbeiter, was die adelige Classe anbetrifft, in Fabrikherren umwandelt.

Eine weitere Folge des moralischen Unterschiedes, der hier eintritt, ist, dass das demokratische Element in Betracht der Unzulänglichkeit der einzelnen Individuen, die es tragen, seine Führer aus dem aristokratischen Element zu erhalten pflegt. Die Tyrannen im alten Griechenland, die Capitani und Signori Italien's im Mittelalter, die oranische Familie in den Niederlanden gehören dem Adel an; selbst in dem ganz demokratischen Staat von Amerika ist es, mit Ausschluss des jetzigen Präsidenten, die Classe der reichen Grundbesitzer gewesen, welche die Präsidenten gab, und Washington gehörte dieser Classe an. Es gehört schon ein gewisses sicheres Etablirtsein, eine gewisse Sicherheit des demokratischen Elementes dazu, wenn die Anführung an solche übergehen soll, die das bürgerliche Leben nicht mehr in einer einseitigen Interessenrichtung, sondern in seinen abstractesten Spitzen repräsentiren, nämlich Banquiers und Advokaten.

§. 3. Da der Kampf der demokratischen Elemente gegen das aristokratische ist ein Kampf der sinnlichen Mächte gegen moralische Bestimmtheit, verödet er den Menschen, und macht die Interessen des Augenblicks zu den wichtigeren, neben welchen dann Gemüthsinteressen, welche keinen sinnlichen Boden haben, verschwinden. Historische Erinnerungen verlieren schon dadurch sehr an Macht. Zugleich aber ist es ein Kampf direct ge-

Das Geld in seiner Feindseligkeit gegen historische Erinnerungen.

gen die historischen Erinnerungen, denn diese sind die moralische Basis und die rechtliche Basis der grundbesitzenden Stände. Es erzeugen sich zwar auch in den Abtheilungen geschlossenen Gewerbes mächtig moralisch wirkende historische Erinnerungen, aber diese halten sich nur so lange als das demokratische Element noch nicht völlig obgesiegt hat. Wo dies der Fall ist, schwinden auch die Abtheilungen geschlossenen Gewerbes, und alles Leben geht in ephemere Interessen aus, da nun auch das Interesse, geschlossene Familien zu halten, allmählig ganz aufhört, und die Familienverhältnisse Waare, die Familiennamen beinahe eine Sache der Willkühr werden. Nicht blos die moralisch wirkenden historischen Erinnerungen verlieren ihre Kraft, sondern es stellt sich auch die Geschichte als Wissenschaft unter demokratischen Einflüssen feindlich gegen die ältere Geschichte des Volkes. Immer atomistischer wird das Leben.

Der Geldadel u.
die Gewerbe.

§. 4. Von Geldadel und Gewerben in patriarchalischen Zuständen kann der Sache nach nicht die Rede sein

a) Im Priesterstaat. Die Abschliessung des Volkes nach aussen, das unerschütterliche Festhalten an bestimmten Formen der inneren Verhältnisse ist bereits öfter als Grundcharacter des Priesterstaates ausgesprochen worden. Daraus folgt für die Gewerbe, dass auch sie in bestimmten Schranken gehalten, dass ihre verschiedenen Geschäfte an verschiedene Classen vertheilt werden müssen, dass die Gewerbsthätigkeit des Einzelnen kastenmässig eingeschränkt und dadurch der Einzelne zu einem ganz einseitigen Arbeiter gemacht wird. In Indien ist diese Trennung der Arbeiten wohl am weitesten gediehen. Das Gewerbe selbst

ist dabei einer hohen, aber einseitigen Vervollkommnung fähig, wie die Werke Aegypten's zeigen, weil die Geschicklichkeit und der Eifer sich am ganz Einzelnen zeigen müssen, aber ein eigentliches bürgerliches Gewerbsleben kann über den vielen Zunft- und Kasten scheiden nicht aufkommen und folglich auch kein Gewerbsadel, denn dieser, der in in den grossen Unternehmern der Gewerbe, zuletzt in den Banquiers sich zeigt, würde dem Priesterstaat durch die Art von Universalität seiner Thätigkeit unmittelbar gefährlich werden. Wo also in einem Priesterstaat oder in einer einem Priesterstaat sich nähernden Ideokratie das Bedürfniss eines solchen Gewerbsadels eintritt, übernimmt der Tempel oder die Priestergenossenschaft selbst diese Rolle.

b) In der Ideokratie sind Gewerbe und Gewerbsadel in der mannichfachsten Weise möglich. Die spartiatistische Ideokratie verwies das Gewerbsleben ganz aus dem eigentlichen Staate heraus; die jacobinische behandelte das Gewerbe als eine persönlich gleichgültige Sache; eine vor kurzem in Schweden, wenn auch unter schwedischen Gesetzen und innerhalb des schwedischen Staates unternommene Ideokratie, welche altskandinavisches Leben führen wollte, verschmähte ebenfalls das Gewerbe; die St. Simonisten gestehen ihm eine sehr hohe Bedeutung zu.

c) Im Militärstaat kommt das Gewerbe in Betracht in ähnlicher Weise, wie das Wohl der Schaafe beim Hirten. Bei Vergleichung zweier Militärstaaten auf derselben Ausdehnung des Areals, von denen der eine das Gewerbe pflegt, der andere nichts dafür thut, wird der das Gewerbe pflegende an Kraft überwiegend

erscheinen. Deshalb hat die holländische Industrie in den Jahren 1660—1740 alle entweder militärisch eingerichtete oder zu Eroberungen geneigte Staaten so sehr gereizt. Ludwig XIV., Peter der Grosse, der grosse Churfürst und Friedrich II. haben Industrie und Commerz gefördert, aber lediglich von dem Gesichtspunct der vermehrten Staatskräfte. Napoleon hat der Industrie des ganzen Continents einen früher nicht gekannten Aufschwung gegeben. Es ist natürlich, dass man einen solchen Aufschwung nicht geben kann, wenn man einerseits von der Industrie der Bürger so viel Vortheil als möglich ziehen, und andererseits doch ihre Person herabsetzen will. Jenes aber ist in einem Militärstaat das Wichtigere, dies ein Gleichgültiges; denn ist der Militärstaat ein solcher, dass die Militärmacht selbst dem Volke entnommen ist, so schadet das Höherstellen ganzer Volksklassen vis-à-vis des Militärs und Heeradels nichts; ist die Militärmacht eine Söldnermacht, so schadet es noch weniger, denn dann bleiben beide Sphären, die des Militär- und die des Cvillebens, streng geschieden. Es kann also im Militärstaat möglicherweise das Gewerbsleben eine fast eben so ungehinderte Entwicklung haben, wie im Handelsstaat selbst, nur kann die Staatsgewalt nie durch Gewerbsinteressen selbstständig bestimmt werden, noch auch an die Gewerbtreibenden übergehen, so lange der Character des Militärstaates selbst bleibt; das Gewerbe erscheint nur als das Benutzte, und daraus ergiebt sich dann weiter die Schranke, dass die Staatsgewalt auch nicht leicht zugeben wird, dass die factisch sich machenden Unterschiede durch höheren oder niederen Betrieb des Gewerbes rechtlich sich erst fest-

setzen, wenn sie nicht bereits eingewurzelt sind. Diese aus der Natur der Sache hervorgehenden Unterschiede, so wie überhaupt die folgerechte, ungetrübte Entwicklung des Gewerbslebens, sieht man allein deutlich:

d) Im Handelsstaate. Der Handel in seinen Anfängen kömmt allen, kömmt besonders den niederen Classen des Volkes zu Gute; er reizt dadurch auch das Gewerbsleben. Bald aber kommen die Hauptzweige des Handels und Gewerbes in die Hände der reichsten Capitalisten, wie sich an Beispielen zeigen lässt. Diese Capitalisten bilden nun theils als Gewerbsunternehmer, theils als Grosshändler eine merkantile Aristokratie, welche sich abzuschliessen und ihre aristokratische Haltung zu sichern suchen durch Unterdrückung des Geschäfts eines jeden, der, ohne zu der Aristokratie zu gehören, einen Zweig der Geschäfte dieser Aristokratie betreiben will. Dieser Handelsdespotismus der reichen Kauf- und Gewerbsherren ist einer der rohesten, der an Gemeinheit der Mittel, da wo ihm die äussere Gewalt nicht zu Gebote steht, alles übertrifft. Demohnerachtet ist er kein ausschliessender, weil Handel und Gewerbe Schwankungen unterworfen sind, und oft Handelsgegenstände, mit welchen Geschäfte zu machen, die Aristokratie längere Zeit wegen scheinbarer Geringfügigkeit verschmährt, höchst bedeutend werden und neue Familien einführen, sodann weil aus dem Compagnieverhältniss eine Art merkantiler Adoption hervorgeht, weil auch mitunter das Sinken eines Hauses nicht zu vermeiden ist, weil endlich Parteiinteressen zuweilen einem Theil des Handelsstandes zum Trotz einen Menschen heben. Es

ist also die merkantile Aristokratie keinesweges ihrer Natur nach so abgeschlossen, wie die Aristokratie der Grundbesitzer es da ist, wo kein Gewerbe von Bedeutung neben ihr besteht; allein abgeschlossen ist sie doch. Auch die Merkantilehen bleiben in der Regel in einem geschlossenen Kreise. Ist sich diese Merkantilaristokratie selbst überlassen, übt sie bestimmten Einfluss auf den Staat, so wird die Beschränkung noch enger werden; sie wird unehelich geborne Söhne ausschliessen, den ehelich im Kreise der Aristokratie gebornen besondere Vortheile ihrer Geburt zusichern und bestimmte Grundsätze entwickeln, gegen welche zu sündigen für ihre Mitglieder Staatsvergehen wird. Alle Gewerbsleute, deren Gewerbe von der Aristokratie abhängig ist, werden die Clienten und Satelliten der einzelnen aristokratischen Häuser bilden, und diesen bis auf einen gewissen Grad zu Gebote stehen, dagegen wird aber auch von der herkömmlichen Ernährung dieser Clienten und Satelliten die persönliche Sicherheit der Aristokratie und die Sicherheit ihres Gewerbes abhängen. Ein Schwanken des Handels und Gewerbes, ein Banqueroute zieht oft das Verderben eines aristokratischen Hauses nach sich, und der Gewerbspöbel ist von allem Pöbel der furchtbarste.

Eine weitere Zuspitzung wird die Gewerbsaristokratie erhalten durch Geldgeschäfte. Wenn zehn Häuser von Livorno Geschäfte machen nach Marseille, und zehn nach Tunis, und wenn wieder eine Anzahl Marseiller Häuser nach Tunis Geschäfte machen, so werden sich alle Zahlungen zwischen den drei Orten am

einfachsten machen, wenn ein bestimmtes Handelshaus in Livorno nach Marseille und Tunis Commis schickt, und wenn so jeder Kaufmann die Zahlungen, die er an einem der beiden anderen Orten zu machen hätte, an seinem Orte selbst macht, und dafür eine Quittung des Geldgeschäfte machenden Hauses in Form einer Anweisung erhält, welche von dem Commis am anderen Orte respectirt und gezahlt wird. Dies ist der erste Anfang der Banquiersgeschäfte, und der Gewinn des Banquiers ist gross genug, um zu Betreibung seines Geschäftes von anderen Capitale auf niederere Zinsen nehmen zu können, während doch jeder eine Anweisung Kaufende in Betracht der Sicherheit der Uebermachung und der Transportkosten Ersparungen macht. Zunächst erscheinen diese Geldgeschäfte nur wie jedes andere Handelsgeschäft, und der Banquier erscheint den anderen Handelsaristokraten gleich, — allein bald zeigt sich, dass nun das Banquiershaus Sammelplatz des baaren Geldes wird und dass der Banquier bei lebhaftem und ausgedehntem Betrieb seines Geschäftes vermöge seines Credits weit über seinen Geldvorrath hinaus Geschäfte zu machen im Stande ist. Dabei muss schon offenbare Verschwendung oder eine sehr weit ausgebildete Geldwirthschaft*) vorhanden sein, wenn ein Banqueroute statt finden soll, da Waarenschwankungen ausserdem nicht vorkommen, wie beim Fabrikwesen. Die Sicherheit aber der Banquiers-

*) Entweder durch Missbrauch des Credits durch den Einzelnen, oder durch Entstehung von Geldwaare in Masse deren unmittelbarer Gegenstand werthlos ist. Dies sind freilich zum Theil schon Anweisungen, in höherem Grade sind es Staatspapiere.

häuser wird wachsen, wenn sie sich an einander schließen, wenn sie einander beistehen, und davon wird allezeit die Folge sein, der Principat eines einzelnen Hauses. — War nun schon vorher das Gewerbsleben vom Capital abhängig, so wird es dieses durch die Sammlung des Capitals bei den Banquiers vielfach von diesen, zuletzt auch von dem Princeps. — Wegen der Sammlung der Capitale haben die Banquiers und besonders der Princeps einen fast unberechenbaren diplomatischen Einfluss, — der in der That ein fürstlicher ist, da, wo das Soldatenleben selbst zum Gewerbswesen gehört und von Unternehmern abhängt, wie die Tuchfabrikation.

Auf diese Weise kann sich aus einer Gewerbsgemeinde heraus eine Aristokratie von grösseren Unternehmern, aus dieser eine Oligarchie von Banquiers, aus dieser der Principat eines Haupthauses entwickeln, und in Florenz hat sich auf diese Weise wirklich der Principat des Mediceischen Hauses gebildet; denn nachdem der alte Adel und der schöffenbar freie Bürgerstand um das Regiment gebracht waren, ein Regiment der Zünfte eingerichtet worden war, kamen in jeder Zunft gewisse besonders reiche und glückliche Häuser zu höherem Ansehen und vorzugsweise in die Aemter, wie sich so etwas von selbst zu machen pflegt. Aus diesen besonders Einflussreichen traten die Reichsten, politisch unter sich Einigen wieder besonders hervor, und wussten dadurch eine Oligarchie zu gründen, dass sie von Zeit zu Zeit die Baliegewalt an sich brachten, und andere Gleichreiche, bei dem Volke Gleichangesehene, aber mit den Grundsätzen der Merkantiloligar-

chie nicht Einverständene ammonirten; — als aber eines dieser ammonirten und deshalb für alle schwierigen Fälle dem Volke werthen Häuser, das der Medici, durch die Geldgeschäfte des Pabstes bei dem Constanzer Concil übermässig reich wurde, und die Herren von der Balie mit ihrer Stadtgelderwirthschaft so in Verlegenheit kamen, dass sie dem Volke ungewöhnliche Steuern auflegen wollten, mussten sie die ammonirten Medici doch zu den Aemtern wieder zulassen, und von diesem Augenblick an war der Principat des Mediceischen Hauses entschieden, denn aller Handel und alle Gewerbsthätigkeit in Florenz hingen bald von ihm ab, während es zugleich durch seinen diplomatischen Einfluss ausser Florenz und durch sein Verhältniss zu dem bedeutendsten Condottiere jener Zeit, zu Francesco Sforza, ein politisches Fundament gewann, welches den übrigen Florentinern ganz unzugänglich war.

Wir haben bei der Betrachtung dominirenden Grundeigenthums in einem Staate gesehen, wie sich da zwar dadurch, dass eine bestimmte einseitige Richtung ganz sich selbst in ihrer Entwicklung überlassen war, manche Verknöcherung bildete, wie zuletzt diese Richtung zur Caricatur führte, wie aber im Gange der Entwicklung selbst gewisse mittlere Stufen lagen, welche die Norm abgeben konnten für die Gestaltung der Verhältnisse des Grundadels wie des Bauernstandes; ebenso ist es mit den Merkantilstaaten in Beziehung auf Gewerbsadel und Gewerbe. Ueberlässt man die Verhältnisse des Gewerbsstandes bei dominirendem

Geldvermögen sich selbst, so führen sie, wie Grundeigenthum zu einer moralischen Bestimmtheit führte, die wahre Verknöcherung war, zu einer moralischen Auflösung, bei welcher selbst die Familienverhältnisse zur Waare werden; sie erzeugen eine absolute Macht des Geldes, zuletzt sogar des Credits, welche einer Oligarchie von Kaufleuten oder gar dem bedeutendsten Banquier Staatsgewalt zuzutheilen im Stande ist. Allein ehe man zu dieser Caricatur kommt, treten mittlere Stufen ein, bei welchen diejenige moralische Bildung, die sich mit dem Gewerbsleben verträgt, am schönsten vorhanden, und doch das Gewerbsleben selbst in Blüthe ist.

Moralische Bildung aber ist nur so lange bei dem Gewerbsleben als Erzeugniss desselben vorhanden, als nicht das Fluidum des Geldes Zielpunct des ganzen Strebens wird, so lange nur als ausser dem Geldbesitz sich andere Ehrenpuncte mit dem Gewerbe verbinden. Dies ist aber nur möglich, so lange das Gewerbe Genossenschaften fundirt, deren genossenschaftliches Leben Ehrenstufen enthält und persönlich hoch oder niedrig stellt. Sobald dieser Hebel wegfällt, hört die moralische Beziehung auf, eines genossenschaftlichen Schutzes zu geniessen, und sie wird rein individuell.

Einige Gewerbe sind so, dass in ihnen die aristokratische Scheidung in Unternehmer und Arbeiter nothwendig ist, z. B. der Bergbau, das Zimmerhandwerk, das Maurerhandwerk. Bei anderen wird diese Scheidung erst nothwendig, wenn sie ins Grosse getrieben, wenn sie zur Fabrikthätigkeit gemacht werden, z. B. die Tuchbereitung, Seidenweberei u. s. w.

Soll man über diese Art der Gewerbsthätigkeiten urtheilen, so wird sich nur da, wo die Arbeiter wieder eine Genossenschaft bilden, ein Lob der Sache aussprechen lassen. Wird die Arbeit bis zur Verkrüppelung des Arbeiters getheilt, wird sie eben dadurch aller Poesie baar, hört aller genossenschaftliche Zusammenhang der Arbeiter und somit alle moralische Beziehung zur Arbeit auf; so kann man solches Gewerbsleben nur eine Caricatur nennen: auch muss man es überall als solche bezeichnen, wo es die Trennung von Unternehmer und Arbeiter ohne Noth constituirt, und den Bürgerstand in ungeschlachte Herren und moralisch bodenlose Arbeiter trennt, wozu die uneingeschränkte Gewerbefreiheit führt.

Hingegen jene Art von Beschränkung des Gewerbes auf bestimmte Kreise, die Eifersucht dieser Kreise gegen einander, und der Ehrgeiz unter den Gliedern der besondern Kreise, — alles dies, wie es zum Theil aus dem Princip des Merkantillebens hervorgeht, constituirt den tüchtigen Bürgerstand, und durch die historischen Erinnerungen der einzelnen Kreise und durch den diese begleitenden Wohlstand der einzelnen durch historische Erinnerungen gehobenen Familien den wahren Gewerbsadel.

V i e r t e s K a p i t e l .

D e r S i e g .

§. 1. Es sagt zwar ein altes Sprichwort, jeder Mensch habe seinen Preis; und wenn man dies Sprichwort roh deuten wollte, könnte ihm der allgemeine Sinn untergelegt werden, Geld sei eine Gewalt, wel-

Die sinnliche Gewalt in Beziehung auf politische Verhältnisse sind siegreiche Waffen.

cher (unter bestimmten Verhältnissen und in bestimmten Maassen geboten): niemand widerstehen könne — allein erstens ist der Satz nicht einmal halb wahr, sobald man ihn so roh nimmt; und zweitens, selbst wenn er ganz wahr wäre, würde dennoch das Geld nicht als sinnliche Gewalt zu betrachten sein, indem es nicht durch Zwang wirkt. Der physische Zwang hat überall im Hintergrund siegreiche Waffen, entweder solche, die wirklich schon einmal gesiegt, und so den, der dem Zwange nachgiebt, auf das Concreteste überführt haben, dass er der Unterliegende sein würde, wenn er dem Zwange nicht nachgeben wolle; oder solche, von denen doch wenigstens mit Bestimmtheit der Sieg vorauszusetzen sein möchte. In wiefern jeder Staat auch eine Anzahl Individuen einschliesst, welche sich nicht den Forderungen des Staates in der Art fügen, dass sie den Staat selbst als die concrete, vernünftige Gestalt der Freiheit halten und also in ihrer Unterordnung selbst frei sind, sondern vielmehr nur einem wirklichen oder mit Gewissheit als wirklich werdend zu präsumirenden Zwange nachgeben, ruht jeder Staat auf dem Siege, und zwar auf einem ununterbrochenen Sieg, weil er zusammenstürzt, sobald diese blos dem Zwange nachgebende Partei einmal zu dem Bewusstsein kommt, sie sei die in dubio eben so mächtige, es werde zweifelhaft, auf welcher Seite der Sieg stehen möge. Alle sinnliche Gewalt also, in wiefern sie Staaten gründet sowohl als erhält, alle sinnliche Gewalt als politisches Element ist in letzter Instanz der Sieg der Waffen. Es giebt zwar noch andere sinnliche Gewalten, z. B. der Hunger wirkt als eine solche zuweilen, aber dass er

so wirke, um politische Massen zu etwas zu zwingen, dazu ist im Hintergrund der Sieg der Waffen nothwendig. Auf diesen reducirt sich zuletzt jedes andere gewaltsam politisch eingreifende Element.

Siegreiche Waffen sind aber nicht anders denkbar als in Verbindung mit einem Staate; und wenn es heisst, siegreiche Waffen hätten einen Staat gegründet, so ist gewiss vorher schon ein Staat dagewesen, von welchem die siegreichen Waffen geführt wurden, entweder so, dass von einem seinem Character nach irgendwie eingerichteten Staate ein Heer ausging, oder so, dass ein Heer selbst sich als unabhängiger Staat zusammenbildete. Von dieser letzteren Art von Staaten und ihren Einrichtungen wird hier ganz besonders zu sprechen sein, von den Militärstaaten, d. h. von denen, die aus einem unabhängigen Heere entweder herausgewachsen sind, oder wo das Heerprincip so über alle anderen Principe das bestimmende geworden ist, dass der Staat zuletzt denselben Character annimmt als wäre er aus einem unabhängigen Heerwesen herausgebildet.

§. 2. Betrachtet man das ganz einfache Verhältniss zweier Menschen, die rein auf dem Standpunct der Gewalt gegen einander stehen, so ist die natürlich sich aufdrängende Bemerkung die, dass zwischen ihnen ein Rechtsverhältniss nicht weiter bestehe, denn wo Gewalt unter gewissen rechtlichen Schranken geübt wird, ist sie nicht mehr reine Gewalt. Zwei sich unter gewissen Bedingungen duellirende Menschen, selbst in unseren Zeiten gewöhnlich zwei kriegführenden Staaten, sind nicht mehr in einem reinen Gewalts-

DieKriegsgefangenschaft Quelle der Sklaverei.

zustande gegen einander, weil sich ein Duell eben dadurch von einem Mordattentat unterscheidet, dass es keine bloß gewaltthätige Handlung ist u. s. w. Wo zwei Menschen im reinen Gewaltszustande gegen einander stehen, hat jedes Recht ein Ende, und der, welcher bei dem Kampf sich als der Gewaltigere erweist, hat über Leben und Tod des anderen zu verfügen. Den Zustand eines Menschen nun, der, nachdem er so in die Gewalt des anderen gekommen war, dass es von dieses anderen Willkühr abhing, ihn zu tödten, den dieser andere aber leben lässt, nicht um desselben persönlichen Daseins willen, sondern um dessen Dienste zu seiner Disposition zu haben, den er aber nachträglich vernichten kann, diesen Zustand muss man als den Normalzustand der strengsten Sklaverei betrachten. In dieser Form finden wir die strengste, aus Kriegsgefangenschaft hervorgegangene, Leibeigenschaft bei den Germanen, bei allen Völkern, wo noch nicht allgemeinere Verhältnisse die Willkühr des Einzelnen selbst in solchen Beziehungen beschränkt haben, die ursprünglich rein auf Gewalt ruhen. Abhängige Verhältnisse der verschiedensten Art können sich aus gewissen Nahrungsständen entwickeln, aber die strenge Sklaverei geht immer zuerst aus einem Zustande des Siegens und Unterliegens hervor, und kann dann nur etwa auch Muster werden für durch den Hunger geschaffene Verhältnisse. Wer das Recht über Tod und Leben eines anderen hat, kann diesen natürlich auch verkaufen, kann seine Befugnisse an einen anderen abtreten, überhaupt kommt der Sklave als Persönlichkeit nicht in Betracht; er erwirbt bloß dem Herrn und hat kein eignes Vermögen; er erzeugt

bloß dem Herrn und hat keine rechtlich ihm gehörenden Kinder, denn sein väterliches Verhältniss muß überall der Willkühr des Herren weichen.

Man kann übrigens das gewaltsame Verhältniss eines Menschen als Herrn dieser Art zu einem andern als Sklaven dieser Art ebenso wenig als ein Recht bezeichnen, als die bloße Occupation eines Stück Landes an sich ein Recht an dasselbe zu geben vermag. Das Recht ist nicht identisch mit physischer Uebermacht und wird in Folge eines Gewaltzustandes nur durch einen förmlichen Vertrag oder durch die einen Vertrag implicirende Gewohnheit gegründet; so lange also der Sklave nicht sein Verhältniss selbst als ein vertragsmässiges anzusehen hat, kann man nicht sagen, dass er ein Verbrechen begeht, wenn er seinen Herrn, der zu ihm auf dem Boden der Gewalt steht, todt schlägt, denn die Folgen des Sieges reichen nur so weit, als der Sieg selbst. Nach einer andern Seite hin aber kann das Verhältniss des Herrn zum Recht werden, ohne dass der Sklave von diesem Recht unmittelbar berührt wird, wenn nämlich mehrere Herren durch förmlichen Vertrag oder durch stillschweigendes, eine Gewohnheit erzeugendes Einverständniss sich ihre Stellung gegen die Sklaven garantiren; dann hat allerdings der Einzelne ein Recht auf seinen Sklaven in Beziehung auf seine Mitbürger, denn diese müssen ihn bei gewissen Verhältnissen schützen, und aus diesem Verhältniss entwickelt sich dann in der Regel auch ein rechtlicher Schutz für den Sklaven selbst, denn die garantirenden Herren suchen zu Erleichterung der Garantie die Gewaltsamkeit des Verhältnisses zu mil-

dern, und legen dem Herrn auch Rechtspflichten gegen den Sklaven auf. Dies ist der erste Schritt zu Milderung des strengen, durch Kriegsgefangenschaft gegründeten, Sklavenverhältnisses.

Das Unterliegen
im Kriege Quel-
le politischer Un-
terordnung.

§. 3. Es ist übrigens, namentlich bei etwas weiter gediehener Bildung, wo neben dem abstracten formellen Recht sich im Billigkeitsgefühl gewissermassen ein abstract materielles Recht geltend macht, — es ist selten, dass so rein herrische und sklavische Verhältnisse Folgen des Sieges sind: denn 1) wird selten ein Kampf zwischen Stämmen und Staaten so unbedingt siegreich für die eine Seite sein; 2) wenn dies auch der Fall ist, werden die Besiegten lieber in die Weite fliehen als sich so unterwerfen; jene alten Sklavenverhältnisse sind auch selten aus wirklichen Kriegen, sondern gewöhnlich aus Seeräubereien und Grenzfeindseligkeiten entstanden; 3) wird der Sieger selbst lieber statt des unbedingten aber gewaltsamen Verhältnisses, ein rechtlich bedingtes, aber von den Unterliegenden friedlich anerkanntes und deshalb weniger von ihnen bedrohetes eingehen. Ja, mit der Zeit ist dies ein Grund, schon constituirte Sklaverei zu mildern. Hier bleiben dann also als Folge des Sieges nur mannichfaltige Weisen politischer Unterordnung, deren Ausdehnung von der noch vorhandenen bedrohlichen Stellung der Unterworfenen und von dem Vortheil der Sieger bedingt ist, so dass, trotz der politischen Unterordnung, die die Sieger bringen, diese zuweilen als Befreier auftreten, wie die Germanen vielfach den römischen Provincialen u. s. w.

§. 4. Es tritt nun zwischen dem siegenden Staate und dem unterliegenden ein ähnliches Verhältniss ein, wie zwischen dem Herrn und dem Sklaven. Das Verhältniss des Sklaven an sich kann ein rechtliches werden durch die Garantie der Mitbürger des Herrn, aber für ihn wird es nur ein rechtliches durch sein eignes Eingehen auf dasselbe als auf ein rechtliches; und ebenso gründet die blossе Gewalt nie ein Recht der Eroberung, eine Legitimität des Herrschers für den Besiegten, so lange dieser nicht selbst darauf eingeht und eingehen kann, sondern höchstens in Beziehung auf die des Herrschers Eroberung Garantirenden. Man hat neuerdings die Legitimität auch in einer Verjährung suchen wollen, allein, dass aus einer Verjährung ein Recht erwachsen solle, dazu gehört dem Begriffe der Verjährung nach, dass der im Nachtheil dabei stehende Theil die Möglichkeit gehabt hätte, ein Rechtsmittel gegen die Verjährung zu ergreifen; aus Gewalt, aus bloser Gewalt wird nie Recht, höchstens ein formelles, und beide Begriffe, Recht und Gewalt, stehen einander wie Himmel und Hölle entgegen. Aber sehr verwickelt wird die Frage über die Legitimität der Herrschaft, sobald Formen der Anerkennung erschlichen und erzwungen sind, weil sich da oft gar die Grenzen des freien, unbestochenen Willens und die des Zwangs und staatsrechtlichen Betruges nicht nachweisen lassen.

Vom Recht der Eroberung. Legitimität und Gewalt.

Es bleibt uns als Resultat aller dieser Betrachtungen: 1) dass die Gründung eines Staates durch den Sieg der Waffen oder die Entwicklung einer bestimmten Staatsform aus einer früheren auf militärischem Wege nothwendig eine gewisse mechanische Unterordnung

ganzer Classen der Bevölkerung mit sich bringe, welche mechanische Unterordnung ihrer Art nach aber unendliche Nuancen zulässt, und von dem Verhältniss rohester Sklaverei variirt bis zu dem Unterthanenverhältniss, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Unterdrückung der Landstände in dem grössten Theile der deutschen Staaten zu finden war; 2) dass diese mechanische Unterordnung aber, sei sie dem Grade nach welche sie wolle, wesentlich dadurch einen Unterschied erhält, ob sie ein reines Zwangsverhältniss ist, dem die betreffenden Individuen blos in der physischen Unmöglichkeit des Widerstandes nachgeben, oder ob sie ein Vertragsverhältniss ist, auf welches die betreffenden Individuen frei eingegangen sind, um grösseren Nachtheilen auszuweichen oder bestimmte Vortheile zu erreichen.

Die mechanische Unterordnung ganzer Classen der Bevölkerung unter denjenigen oder diejenigen, welcher oder welche an der Spitze der bewaffneten Macht steht oder stehen, ist der wesentliche Character des Militärstaates, von welchem in diesem Kapitel ausführlicher zu sprechen sein wird; doch haben wir hier auch von den anderen Weisen des Vorkommens und Bestehens des militärischen Elementes im Staate zu sprechen und in dieser Hinsicht wird jeder Elementarstaat der Betrachtung zu unterwerfen sein.

Von der verschiedenartigen Unterordnung des Kriegsheeres unter den Führer und der Besiegten unter den Sieger.

§. 5. Da das militärische Element nicht in einem natürlichen Individuum, einem Menschen etwa, repräsentirt wird, sondern nothwendig immer eine Art Staat wieder bildet, so ist bei der Betrachtung seines Vorkommens ein doppeltes Verhältniss ins Auge zu fassen, das Verhältniss des militärischen Elementes in

ihm selbst und das zu den anderen Gliedern des Staates.

a) Das Heer des nomadischen Staates und sein Sieg. Nomadenvölker sind in sofern im Vergleich mit Völkern, die feste Sitze haben, immer in einer Art Kriegszustand, als der Wechsel des Wohnortes eine stete Unruhe in das Leben, die Behauptung der einzelnen Weiden durch einzelne Stämme eine stete Spannung zu den Nachbarn hervorbringt. Alle wehrfähige Mannschaft eines Nomadenvolkes bildet das Heer desselben, und so wie Kriegs- und Friedensleben ununterscheidbar in einander übergehen, sind auch Grenzen zwischen Volk und Heer nicht zu ziehen. Nur etwa Kinder, Alte, Kranke, Krüppel, völlig unzuverlässige neue Knechte sind von der natürlichen Kriegspflicht auf natürliche Weise ausgesondert. Für das Heer gilt deshalb auch nur dieselbe Verfassung wie für den Friedenszustand; der Stammfürst führt das Ganze, unter ihm die Geschlechtsältesten; die Knechte der einzelnen Familien kämpfen neben ihrem Herrn.

In dem nomadischen Volke selbst kann also von dem Verhältniss des militärischen Lebens zu dem übrigen noch nicht die Rede sein, weil sich jenes noch nicht speciell ausgesondert hat; aber in sofern kann das militärische Element zu anderem Leben in Berührung treten, als Nomaden Eroberungen machen. Bezwingt ein Nomadenstamm den anderen, so muss sich der bezwungene anschliessen, hier fällt auch dies Verhältniss weg; — aber bezwingt ein Nomadenstamm einen Stamm mit festen Sitzen, so tritt allerdings ein anderes Verhältniss ein. Entweder behält dann der Nomadenstamm die eigenthümliche Rohheit des Nomadenlebens bei und geht auf

kein Motiv der Bildung der Bezwungenen ein; dann kann es ihm auch nicht einfallen, ordnend in die Verhältnisse der Bezwungenen einzugreifen; dann zahlen die Unterworfenen Tribut, stellen Mannschaft, sie werden vielleicht, um ihre Kraft zu brechen, transplantiert, bekommen andere Fürsten u. dgl.; aber im Ganzen behalten sie ihre Verhältnisse, (mit Vorbehalt natürlich willkührlicher und gewaltthätiger Behandlung im Einzelnen).

Eine solche Herrschaft, wie sie die Hunnen im 4ten und 5ten, die Mongolen im 13ten Jahrhundert auch in einem Theile von Europa zu gründen suchten, ist natürlich nie von langer Dauer. Das Leben der unterworfenen Völker wird täglich verletzt, aber nicht getödtet, — die Herrschaft dauert nur so lange als der concrete Sieg; und der erste Unfall im Kriege, der erste so lange dauernde Friedenszustand, dass man in der Berechnung der gegenseitigen Kräfte unsicher wird, führt die Unterworfenen wieder gegen die Herren in die Waffen. Da Militärstaaten dieser Art nur so lange dauern als sie siegen, so müssen sie auch fortwährend den Krieg suchen, um des Siegs willen, — sie können ihren Eroberungen kein Ziel setzen und haben immer im Hintergrunde das Streben nach einem Weltreiche. Wenn sie also auch immer glücklich sind, werden sie durch die Natur der Sache doch bald eine solche Ausdehnung gewinnen, welche als unverhältnissmässig betrachtet werden muss zu dem Umfang des Kernes ihrer Macht, und werden dadurch aus einander fallen.

Ein anderer Fall tritt ein, wenn das erobernde Nomadenvolk eingeht auf die Bildung der unterworfe-

nen Nichtnomaden. Entweder thut es dies ganz, hört auf, ein Nomadenvolk zu sein, dann ist hier nicht davon zu sprechen, denn dann bildet es einen ganz neuen Staat; oder nur ein Theil desselben geht auf die Bildung der Unterworfenen ein, ein Theil bleibt bei dem alten Hirtenleben. Zwei grosse Beispiele dieser Art kommen in der Weltgeschichte vor. Davon ist das eine das ältere Persische Reich, wo freilich das frühere Hirtenleben der Perserstämme nicht wohl entschieden als Nomadenleben bezeichnet werden kann; das andere ist das Tartarisch-Chinesische Reich.

Die Folge eines solchen Ereignisses ist immer die, dass der Form nach zunächst an dem eroberten Reiche nichts geändert wird, — dass der neue Herrscher an die Stelle des alten tritt, dessen politische und religiöse Stellung einnimmt. So trat Cyrus an die Stelle der medischen Könige. So ist 1644 Sün-tschü aus der mantschu-tartarischen Familie der Tsing an die Stelle der chinesischen Dynastie Ming getreten, welche 1368 nach dem Sturz der mongolischen Herrschaft zur Regierung gekommen war. Allein zweierlei wird immer die Folge sein: 1) dass der Adel des unterworfenen Staates durch die dem Stamme nach zu dem neuen Herrscher Gehörigen einen Zuwachs erhält, entweder in einer ganz neuen Adelsclasse oder in Vermehrung des alten Adels; 2) dass ganz unwillkürlich doch mehr und mehr die mechanischen Bestandtheile des unterworfenen Staates die vorwaltenden werden, weil sie allein die Sieger auszubilden fähig sind. Die religiösen Institute verknöchern, alle Institute, welche nationalgemüthliche Bedeutung haben, verküm-

mern, sobald eine unmittelbare Berührung derselben mit dem neuen Herrn entsteht.

b) Hinsichtlich der Ackerbauerstaaten müssen wir drei verschiedene Formen des militärischen Elementes unterscheiden. Dauert die Klanverfassung, so ist das Heer in demselben Verhältniss wie beim nomadischen Staat, nur ist bei der Klanverfassung so viel innere Zerrissenheit und Verkümmern, dass es in der Geschichte noch nicht vorgekommen ist, dass von einem solchen Stamme aus eine Eroberung ausgegangen ist von Bedeutung; im Gegentheil sind die keltischen Stämme zusammengeschwunden überall, Gallien hat ganz die keltische Natur verloren bis auf den kleinen Rest in der Niederbretagne, England bis auf Wallis, Schottland bis auf die Hochlande, auch in Irland sind nur noch einzelne Districte keltischer Sprache und Sitte übrig, — die Klanverfassung selbst ist überall nun aufgehoben, und nur Folgen der Art der Aufhebung, Reste der alten Religion in Sage und Zauberglauben, Reste der alten Verfassung in Pietätsverhältnissen haben sich erhalten. Auch die Schypetaren haben nie bedeutend hervortreten können. — Occupationen kleiner Landstriche mit Ausrottung der alten Eroberer sind die bedeutendsten Unternehmungen solcher Staaten, welche die Geschichte kennt, und sonst drehen sich ihre Kriege grösstentheils um Viehraub bei ihren Nachbarn.

Ist hingegen die Markgenossenschaft vorhanden, so kommt es darauf an, ob die Folgen des in einer geschlossenen Gemeinde als Subsistenzbasis vorhandenen Grundeigenthums schon vollständig entwickelt sind oder nicht, ob die Markgenossenschaft noch in voller

Kraft und das republikanische Verhältniss das dominirende, oder ob die Markgenossenschaft bereits zu Resten zerbrochen und das fürstliche Verhältniss der Burgherren das dominirende ist. Es können zwar auch Markgenossenschaften auf dem Uebergangspuncte stehen, wie wir sie im alten Germanien sehen, dass der Heerbann und die Rittergefolge einander die Wage halten, inzwischen ist es zweckmässiger, beide Formen des militärischen Elementes in der Betrachtung aus einander zu halten.

a) Das Heer der Markgenossen; der Heerbann und sein Sieg. Die Hauptkraft desselben in den freien Grundbesitzern, folglich die Direction auf Eroberung nur, wenn die Markgenossenschaft bei oder von Grund und Boden gedrängt wird, oder in Folge auswärtigen Kriegsdienstes, wenn dieser des Kapitals wegen nothwendig wird. Die Ordnung des Heeres nach Familien und Stämmen, theils dem Staate analog, der auch das patriarchalische Element noch in den einzelnen Kreisen kennt, und diese dadurch scheidet, theils der Controle der Nichtpossessionirten wegen. In der Markgenossenschaft ein Verhältniss des militärischen Elementes zu den übrigen nur in der Waffenfähigkeit der freien Grundbesitzer und ihrer Familien und der Waffenlosigkeit der Knechte. — Die Eroberung ist eine Verpflanzung des Stammes entweder, wobei die Reste der alten Eingesessenen zu hörigen Leuten und Knechten werden, oder eine Erwerbung, die blos als Kapitalzuwachs behandelt wird, wie die von den Schweizern eroberten Voigteien, in Beziehung auf deren Verfassung man sich also auch gleichgültig verhält,

so weit diese Verfassung nicht dem Geld- und Besitzinteresse entgegen ist.

b) Das Heer der Burgherren; das Rittergefolge und sein Sieg. Die Geschichte hat viele Beispiele von Eroberungen durch solche Heeresmassen, die sich als Gefolge von Burgherren bezeichnen lassen. Im Alterthum sind die Unternehmungen der dorischen und thessalischen Häuptlingsfamilien, die angeblich heraklidischen Stammes waren, hieher zu rechnen; in dem Mittelalter gehört ein grosser Theil der kriegerischen Unternehmungen der Völkerwanderung und der Kreuzzüge hieher. Das, was ein solches Rittergefolge vor einem anderen Heere auszeichnet, ist ein gewisses Pietätsverhältniss zu dem Führer und seinem Geschlecht, welches Pietätsverhältniss nach vollbrachter Eroberung noch fortwirkt, und verursacht, dass sich die Burgherrschaft in ein Königthum, dass Rittergefolge des Burgherrn in den neuen Adel des eroberten Landes umwandelt. Es geht deshalb auch nicht leicht ein eigentlicher Militärstaat aus dem Rittergefolge hervor, denn die Glieder dieses Gefolges sind nicht blos Soldaten, sie sind in einem gewissen Grade Betraute des Führers. Sie machen die Eroberung in der Art mit, dass sie Theil daran haben, und dann als Grundeigenthümer des neuen Staates dem Führer nur beschränkt unterworfen sind. Das mechanische Verhältniss strenger Unterordnung, das während des Zuges mehr hervortreten musste, bricht sich nach vollbrachter Eroberung, und das Heer wird nie zum blosen Werkzeuge des Führers.

Uebrigens greift die Eroberung durch ein Rittergefolge weit tiefer in die Verhältnisse des eroberten

Landes ein als die meisten auf andere Weise zu Stande gekommenen Eroberungen, denn die Individuen des Rittergefolges sehen in dem eroberten Lande ein Terrän, wo sie das Ziel ihrer Wünsche zu finden haben; dies Ziel aber konnte nach Massgabe der Verhältnisse in der Heimath, wo freie Grundeigenthümer und Burgherren die Bevorzugtesten waren, kein anderes sein, als mindestens freies Grundeigenthum, wo möglich selbst Burgherrschaften zu erwerben und diese mit dem Verhältniss als Glieder des neuen Adelsstandes des eroberten Landes zu verbinden. So werden ganze Classen der Bevölkerung eines durch ein Rittergefolge eroberten Landes Unterthanen nicht blos des Königes, sondern auch des Adels. Durch das Eintreten dieses Adels ändert sich ohnehin das ganze frühere staatsrechtliche Verhältniss, und in demselben Masse, wie sich die Glieder des Rittergefolges zu Burgherren erheben, erhebt sich der bisherige Burgherr unter ihnen zum obersten Burgherrn und König, der aber nun weit mehr auf gleicher Linie zu den ihm unterthänigen Burgherren, die selbst Land und Leute haben, steht, als ehemals zu denselben als Gliedern seines Rittergefolges, die er nährte und kleidete und führte.

In den dorischen Eroberungen hat sich die Natur des Rittergefolges nicht so ganz offenbart, weil die Eroberungskämpfe zu langwierig, die Eroberungen verhältnissmässig zu unbedeutend waren; doch lässt sich eine gewisse Aehnlichkeit in der Art der Eroberung des Peloponneses gegen die Achäer durch die Dorier, und in der Art der Eroberung desselben Landes gegen die es ganz occupirt habenden slawischen Stämme durch

Otho de la Roche und Guillaume Villehardouin im 13ten Jahrhundert nicht läugnen; nur darf man bei der Vergleichung nicht gerade die Spartiaten vor Augen haben, welche durch die Länge und Hartnäckigkeit des Kampfes mit den alten Einwohnern allmählig die Heer- und Lagerordnung gewissermassen zum Staate fixirten, indem sie sich blos durch die strenge Energie einer Heergemeinde behaupten konnten, und später in dieser Energie zu sehr ihren Stolz hatten, als dass sie sie plötzlich aufgeben hätten.

In der Völkerwanderung schlossen sich den Rittergefolgen der Burgherren zuweilen freie Gemeinden der Markgenossen an, so z. B. bei den Eroberungen der Franken in Gallien, bei den Eroberungen der Longobarden in Italien. Diese erhielten sich zum Theil in ihrer freien Gemeindeverfassung, nur mussten sie, wie auf dem Zuge selbst Officiere, welche der Führer bestellte, so nachher, da der Kriegszustand sich nicht plötzlich in einen Friedenszustand verwandelte, dieselben Officiere auch als ihre Richter und Localobere behalten, welche der Gemeindeverfassung vorstanden und sie controlirten. Die mit den Longobarden nach Italien gewanderten 20,000 Sachsen, welche aus den von den Sachsen eroberten norddüringischen Landschaften ausgewandert waren, trennten sich, weil sie sich diese Unterordnung nicht gefallen lassen wollten, wieder von den Longobarden, und zogen nach Deutschland, fanden aber hier ihre Wohnsitze durch die Vorsorge der fränkischen Könige von Nordschwaben, Friesen und Hessen besetzt.

Ganz von dem militärischen Auftreten der Markgenossen und Burgherren, bei welchem die Vertheidi-

gung und Erwerbung von Grundeigenthum das Hauptinteresse bilden, verschieden, ist das militärische Auftreten eines Priesterstaates.

c) Das Heer der Priesterstaaten; die Kriegerkaste und ihr Sieg. Wie überhaupt in Beziehung auf alle Thätigkeiten des Lebens das Princip von Priesterstaaten verknöchernd, abschliessend wirkt, und ewige Einrichtungen durch die schroffe Trennung der Geschäfte zu bewirken sucht, so auch in Beziehung auf die kriegerische Thätigkeit. — Eine Kaste, ganz den Waffen, welche hier aber mit kriegerischer Etiquette geführt werden müssen, gewidmet, wird im Priesterstaate von anderen Kasten genährt. Schon deshalb, weil die Thätigkeit anderer Kasten geradezu zu Fundirung der Subsistenz der Kriegerkaste nöthig ist, gehört diese nothwendig unter die höheren; was auch schon deshalb erforderlich wäre, weil Standesstolz ein Hauptfundament der Priesterherrschaft bilden muss. — Von den Fällen, wo durch die Kriegerkaste und ihre Weiterbildung die Priesterherrschaft gebrochen wird, kann erst weiterhin die Rede sein; ausser diesen Fällen aber begründet der Sieg der Kriegerkaste nie etwas neues, sondern nur eine weitere Ausdehnung der Priesterherrschaft, und besiegte Völker werden ausgerottet, oder in neue Kasten verwandelt.

d) Das Heer der Ideokratie; Conscription und Insurrection und sein Sieg. Wie überhaupt, je nachdem der eine oder andere abstracte Satz an der Spitze einer Ideokratie steht, jede Thätigkeit der Menschen eine ganz verschiedene Gestalt in die-

sem Staate haben kann: so ist es auch mit der kriegerischen. Es kann Ideokratieen geben, welche die kriegerische Thätigkeit ganz ausschliessen. Die Quäker, die St. Simonisten würden, wenn sie irgendwo zur Domination kämen, gar kein Heer haben. Da sich aber solche Ideokratieen zwischen anderen kriegerischen Staaten nicht wohl halten könnten, wenn sie nicht von einem kriegerischen Volke geschützt würden, und dann natürlich politisch von diesem abhängig wären, so kann man einen solchen heerlosen Zustand als einen politisch nicht lebensfähigen bezeichnen.

Wir haben überdies früher bei der allgemeinen Characterisirung der Ideokratie ausgesprochen, dass sie immer im Gegensatz eines drückenden, verwirrten Zustandes entstehe; ihr Beginn ist deshalb in der Regel ein Kampf, und zwar ein Kampf, der durch das Bestehende Leidenden gegen Bestehendes und gegen die durch das Bestehende in Vorthail Gebrachten. Dieser Kampf stellt sich wiederum, da das weltliche Recht der durch das Bestehende im Vorthail Seienden nicht geläugnet werden kann, in der Regel so, dass gegen dieses weltliche Recht ein höheres göttliches oder geistiges Recht in Anspruch genommen, und der bestehende Zustand als der göttlichen Ordnung oder der Vernunft zuwiderlaufend dargestellt wird. Das Sichfügen in den alten Zustand heisst dann Sünde, Feigheit, Servilismus, und die ihm Anhängenden gelten nicht mehr als würdig, vom Erdboden getragen zu werden; das Sich auflehnen gegen den alten Zustand wird religiöse und Ehrenpflicht. Auf diese Weise bereitet sich ein fanatischer Zustand, in welchem durch eine Insurrection zu den Waffen gegriffen wird.

Da die Insurrection als religiöse, als moralische, als Ehren- und Bürgerpflicht erscheint, so ist die weitere Folge, dass, so wie der Kriegszustand so weit nachgelassen hat, dass nicht mehr die Insurrection des ganzen Anhangs der zu verfechtenden Idee nothwendig ist, der Staat, das heisst die mechanischen Organe der siegenden Ansicht, doch das Recht behält, zur Insurrection aufzubieten jeden, den die Idee zu ihrer weiteren Vertheidigung bedarf, und dieser darf sich gar nicht gegen dies Aufgebot wehren, weil sich bei einer Ideokratie alles auf die schroffste Spitze stellt, und ein Mensch entweder den Bedürfnissen der siegenden oder siegenwollenden Idee leben muss, oder nicht mehr würdig ist, Bürger, ja, unter Umständen nicht einmal Mensch zu sein. In der Wirklichkeit am schneidendsten hat sich diese Theorie als Grundlage des Conscriptiionsrechtes des Staates hergestellt unter Robespierre's terroristischer Herrschaft, wo wirklich die unwürdigen Bürger menschlich abgethan, d. h. auf die Guillotine geschickt wurden. In der That aber ist ein ähnliches Heerrecht mit jeder Ideokratie, welche bestehen will, verbunden; und wenn auch das Conscriptiionsrecht des Staates nicht überall diese Grundlage dem Wort des Gesetzes nach erhält, so hat es dieselbe doch immer, so dass also zuletzt vom Staat ein *Jus vitae et necis* in Beziehung auf den Einzelnen in der Art in Anspruch genommen wird, dass es für ein öffentliches Verbrechen gilt, für den Staat, der diesen Anspruch thut, nicht fechten zu wollen.

Dass ein Stück Land, ein Haus, ein an einem bestimmten Orte getriebenes Gewerbe eine Kriegslast

zu tragen hat zu Vertheidigung der Gegend, mit welcher eine nothwendige äussere Verbindung statt findet, ist ganz in der Ordnung; dass man aber in der neuesten Zeit die innere Verbindung des sittlichen Zugehörens zu einem Staat zur Grundlage gemacht hat, nicht blos der Forderung, zu Vertheidigung dieses Staates da, wo seine unmittelbare Existenz bedroht ist, persönlich mit zu wirken, sondern ihm auch auf alle Fälle hin Militärdienste, d.h. Kriegsfrohnen, zu leisten, dies ist blos eine Folge ideokratisch-revolutionärer Zustände; und wenn Staaten, die angeblich diese ideokratisch-revolutionäre Richtung von sich abwehren, doch gerade solche Principe derselben in sich nähren, werden krankhafte Zustände irgend einer Art nicht ausbleiben können, denn die Natur des Staates hat ebenso bestimmt und gleichmässig ihren Organismus und ihren organischen Entwicklungsgang, wie die Natur irgend eines Gewächses, und so lässt sich, wenn man sich weiter auf die historische und politische Entwicklung der Folgen des Conscriptionsrechtes, wo es eingeführt wird, einlassen will, namentlich dies als eine ganz nothwendige, unaufhaltbare bezeichnen, dass sich über lang oder kurz die wesentlichen, organischen Unterschiede der Stände aufheben, und ein mechanischer, atomistischer Zustand sich herstellt. — Von der Art der Eroberung durch ideokratische Staaten lässt sich im allgemeinen dies sagen: Da der ganze ideokratische Zustand ausgeht von der Geltendmachung eines allgemeineren Rechtes gegen concrete, einzelne Rechte, führt er auch gewöhnlich auf die Grundlage einer religiösen oder vernünftigen

Gleichheit der Menschen zurück, und die in diesem Zustand gemachten Eroberungen sind dann alle Zeit nur Vergrößerungen des Terräns für die Ideokratie. So z. B. als die Franzosen in Besitz der trierischen Stiftslande kamen und sie ihrer Republik einverleibten, war ein Republikaner aus der eroberten Landschaft und einer aus Paris völlig gleich. Doch zuweilen wird der Zustand der Gleichheit trotz aller Berufung auf göttliches Recht, ja, sogar eben dadurch ein beschränkter; z. B. bei den Juden, die zwar die Individuen ihres Stammes, mit Ausnahme der Leviten, als gleiche, aber, eben weil sie das Volk Gottes seien, die anderen Völker als geringer setzten und in ihrem Volk wieder die Leviten als den Zehnten des Herrn vom Volke aussonderten. Auch aus anderen Ideokratien, die zwar zu abstracten Staatsgrundsätzen, aber unter völlig concreten Bedürfnissen fortschritten, blieb der Grundsatz der Gleichheit aller Menschen verbannt und lediglich auf die herrschende Gemeinde beschränkt. In solchen Fällen pflegt das Eroberungsrecht ein entsetzlich hartes zu sein, da es die bestimmte Annahme vorhandener natürlicher oder religiöser Ungleichheit der Menschen zur Grundlage hat.

e) Das Heer der Militärstaaten (fremde Söldner) und sein Sieg. In Militärstaaten kann freilich das Heer auf mannichfache Art componirt sein, aus einer völlig republikanischen Ideokratie kann sich, wie die napoleonische Herrschaft gezeigt hat, eine Militärdespotie entwickeln, allezeit aber ist die Grundbedingung einer Militärherrschaft in der Verschiedenheit der Interessen des Heeres und der Unterthanen nach irgend einer Richtung hin zu suchen. Napoleon's

Herrschaft war nur dadurch möglich, dass während der republikanischen Zeit ein ganz anderer Staat im Heer und ein anderer in den Civilkreisen entstanden war, und dass das Heer den letzteren mit wahrem Ekel betrachtete, ihn also gern zertrat und die militärischen Institutionen überhaupt zu den herrschenden machte. Auf die Dauer aber wird sich eine solche Verschiedenheit der Interessen der Unterthanen und des Heeres nur erhalten lassen, entweder 1) wenn der Staat in seinen verschiedenen Theilen sowohl der volkstümlichen Bildung nach als den Subsistenzinteressen nach völlig verschieden ist, und man also die aus dem einen Theile gezogene Heeresmacht gegen den andern anwenden kann; auch das aber ist in manchem Betracht misslich; oder 2) wenn der Heerdienst ganz oder zum grossen Theil von fremden Söldnern, die andere Religion, andere Sprache, andere Sitten, andere Subsistenzinteressen, und in diesem Staate nichts im Auge haben, als ihren Sold, als diesen ganz bestimmten einzelnen Zweck, — wenn der Heerdienst von solchen Leuten versehen wird. Napoleon hat hie und da Ansätze zu ähnlichem gemacht, Mamelucken, Polen unter seine treuesten Diener gezählt; aber der Geist des französischen Volkes war im Ganzen zu tapfer, als dass er diese Art Heereinrichtung grossartig hätte aufnehmen können. Die römischen Kaiser hatten germanische, alanische, hunnische Miethtruppen; die Chalifen von Bagdad Türken, die Sultane von Aegypten Mamelucken, die osmanischen Sultane Janitscharen, die Herzoge von Mailand deutsche Lanzknechte. Der unglückswangere Punct für eine Militärherrschaft ist dann nur entweder die Verwandlung der fremden Söld-

ner in einen einheimischen Kriegerstand, wie dies in Italien, in der Türkei der Fall war; oder das Entstehen des Gefühls höherer militärischer Macht bei den Officieren der fremden Söldner, wie im Römischen Reiche, wie in den Chalifenreichen.

Demohnerachtet bleibt dies fest stehen, dass eine reine Militärherrschaft noch nicht hergestellt wird, so lange das Heer noch nicht blosses Werkzeug des Führers ist, — zu diesem Werkzeuge können auch einheimische, sogar durch Conscription aufgebrachte Soldaten einige Zeit durch Enthusiasmus gemacht werden; — auf die Dauer aber ist das einzige Mittel, dazu zu gelangen, die Annahme fremder Söldner, und deshalb ist dies die reinste Gestalt der Militärherrschaft, auf welche alle andere weniger vollendete Gestalten derselben nur hindeuten.

Was die Eroberungen durch Militärstaaten anbelangt, so wird alles darauf ankommen, wie weit der Militärstaat selbst seine Natur entwickelt hat; ist er wirklich schon zu der Einrichtung gekommen, dass das Heer aus dem einen oder dem anderen Grunde reines Werkzeug des Herrschers ist, so ist die Eroberung natürlich nicht dem Staate, sondern dem Herrscher gemacht, weil es dann überhaupt keinen anderen Staat, als den Willen des Herrschers, in wie weit dieser nicht durch natürliche Bedingungen, oder durch innere politische Rücksichten in Schranken gehalten ist, giebt. Hier wird dann also die Eroberung rein der Willkühr des Herrschers Preis gegeben sein; wir haben aber bereits gesehen, dass da, wo überhaupt ein Militärstaat sich gebildet hat, auch auf dem Ter-

rän, wo er sich zuerst bildet, ein Verhältniss entsteht, dem ähnlich zwischen Siegern und Besiegten. Im Grunde kommen also die eroberten Unterthanen in ein nicht viel anderes Verhältniss als die alten, — nur ist ihnen das Verhältniss neu, und über dessen Einzelheiten haben sich noch nicht, wie doch in den alten Territorien der Fall zu sein pflegt, Observanzen festgestellt, oder die wechselseitigen Beziehungen durch Ordonnanzen geregelt. Unter Umständen können freilich Eroberungen durch einen Militärstaat sehr hart behandelt werden, wenn nämlich der Eroberung selbst ein militärischer Grund als Motiv unterlag, um eine festere Grenze zu gewinnen, um den Feind einer festen Position, einer reichen Versorgungsquelle für seine Heere zu berauben u. dergl. Dann geht die militärische Raison über alle anderen Rücksichten, und kein Recht und kein Eigenthum werden, in wiefern sie dem militärischen Vortheil bei der neuen Einrichtung im Wege stehen, geachtet.

Wie wir übrigens sahen, dass sich die wahren, naturgemässen Verhältnisse des Bauernstandes den Ackerbauerstaaten, die wahren und naturgemässen Verhältnisse des Bürgerstandes den Merkantilstaaten entnehmen liessen, so lassen sich auch die wahren und naturgemässen Verhältnisse des Heeres dem Militärstaat in seiner Ausbildung entnehmen, und wir haben in sofern noch einen Contrast zu betrachten der Heereinrichtungen, wie sie unsere Zeit fordert, und in der That auch bedarf, und der Heereinrichtungen, wie sie dem Begriff eines Heeres als eines Zwangswerkzeuges zu den Zwecken des Staates analog sind.

Wir sind auf eine so unnatürliche, gewaltsame politische Stellung hinauf geschraubt, dass die Militärmacht unsere Lebensbedingung ist; dass ein Staat dem anderen nothwendig hierin verhältnissmässig gleichen Schritt halten muss, wenn er die politischen Ansprüche will machen können, welche seiner anderweitigen Stellung gemäss sind. Allein wir gleichen darin auch einem Menschen, der den ganzen Tag in der Auslage eines Fechters liegt, und der, wenn es dann am Abend zum Schlagen kömmt, durch die gewaltsame Lage, in der er sich vorher befunden hat, schon einen grossen Theil seiner Kraft verloren hat. Es gleicht sich dies für den Kampf zwar in sofern aus, als sich alle, auch die, gegen welche man zu kämpfen hat, ganz in derselben Lage befunden haben; allein mit diesem Trost ist man immer noch nicht zufrieden gestellt über das Missbehagen, welches dem Kampfe vorausging.

Das Gewaltsame aber und Missbehagliche unserer jetzigen militärischen Verhältnisse in Europa liegt darin, dass das Heer als singulärer Stand vernichtet ist, dass nothwendig alle Stände in das Heer hereingezogen werden müssen, weil es sonst unmöglich sein würde, ein Heer von dem geforderten Umfang herzustellen. Dadurch aber bewirkt man, dass einerseits das Heer den eigenthümlich soldatischen Character verliert; dass das Soldatenleben bis auf einen gewissen Grad aufhört, eine Lebensart für sich zu sein, wesentlich von denen gefördert zu sein, welche ihrer Natur nach dazu geboren sind. Dies war sonst der Fall, und deshalb war das Soldatenleben seiner eigenthümlichen Sitte, Poesie und Religion gewiss. Wer zu den ruhigen

bürgerlichen Verhältnissen nicht taugte, — und dazu taugen auch viele Menschen von den vorzüglichsten Anlagen nicht, — der fand hier ein seiner Natur gemässes Unterkommen. Nun hat man zuerst, um durch Oekonomie der Zahl nach grössere Heere herzustellen, den Soldatenstand auf ein Minimum des Geldverdienstes herabgesetzt; und hat ihn dann, weil ein solches noch auf die alten Hebel ohne die alten Mittel berechnetes Heer zu gar nichts zu brauchen war, als Stand beinahe ganz aufgehoben, und aus ihm nur selbst eine Seite des ruhigen bürgerlichen Daseins mit allen Rücksichten, aller Schmiererei und Plackerei, die ein ruhiges bürgerliches Dasein nur bieten kann, gemacht. Die Folge ist, dass die eigentlichen geborenen Soldaten, die, welche in der Regel inmitten des bürgerlichen Lebens als Wildfänge erscheinen, keinen Platz des Behagens mehr im Heere finden, dass sie also in das bürgerliche Leben dennoch eindringen, wo sie ganz am unrichten Orte sind, selbst zu Grunde gehen und andere stören; dass aber anderseits die verschiedenen Richtungen des ruhigen bürgerlichen Daseins auch nicht in ihrer Ruhe gelassen werden. Der Bauer bleibt nicht in dem ihm nothwendigen Schimmel, in dem ihm nothwendigen Trotz, in der ihm nach manchen Seiten hin tröstlichen Unbeholfenheit, in dem ihm ganz unentbehrlichen Eingewachsensein in Althergebrachtes, nur leise Fortgebildetes; er wird mit aller Gewalt zu einem räsonnirenden und bürgerlich speculirenden Kerl. Der Rationalismus, der nothwendig in den mechanischen Theilen eines Heerlebens sein muss, dringt in der Ausdehnung, die er nun gewinnt, in alle Fugen des Lebens der niederen Classen ein.

Die ältere Sitte vom Staat besoldeter Condottieren hatte zwar auch manches unbequeme, und namentlich musste man den Condottieren durch Vermögensinteressen im Lande selbst zu fesseln suchen, um seine Leute wirklich als Werkzeug brauchen zu können; aber indem man ihm nun überliess, seine Leute, wenn man selbst Frieden hatte, zu beschäftigen und zu nähren so gut er konnte, und indem er es, wegen der mannichfachen Dienstverträge, recht wohl konnte, ohne einem zu beschwerlich zu fallen, und doch selbst dabei noch reich wurde, war ein weit naturgemässeres Verhältniss hergestellt. Für Nothfälle war die Landesbewaffnung immer im Hintergrunde. Rationelle Landwirthe bilden freilich keinen solchen Hintergrund, so wenig wie rationalistische Bürger, ausser wo sie mechanisch zu einem solchen Hintergrund gebildet, und von Obrigkeits wegen darauf angewiesen werden, einen solchen vorzustellen. Auch das Verhältniss des Heeradels war ein anderes (und es lässt sich nicht läugnen, würdigeres, besseres) als jetzt, wo eine pensionirte Person vom Militäradel ziemlich auf demselben Fusse dasteht, wie eine pensionirte Person vom Civiladel, und so recht deutlich zeigt, wie wenig Unterschied mehr in den Beschäftigungen selbst liegt.

f) Das Heer der Geldstaaten (Söldnerhaufen überhaupt) und sein Sieg. Geldstaaten, sahen wir, konnten nur allmählig ihren Character entwickeln; so wie sie sich entwickeln, wird aber auch in Handelsstaaten die Betrachtung entstehen, ob es für ihre Bürger nicht vortheilhafter sei, ihre Zeit zu benutzen, um Geld zu ge-

winnen, und damit Leute von fremder Herkunft, oder solche ohne alle Capitalsunterstützung, oder solche die besondere Neigung haben, zu bezahlen, — als wenn sie selbst den Kriegsdienst thäten. Die armen Schwarzwälder-, Schweizer-, Tiroler- und Vorarlberger-Bauern waren froh, wenn ein Graf von Montfort, die von der Eifel, aus dem Salmischen und Trierischen froh, wenn ein Herr von Bongarden für Siena, Florenz oder Pisa die Werbefahne aufsteckte. Handelsstaaten haben deshalb in der Regel, so lange sie wirklich vortrefflich zahlen und zahlen können, auch die vortrefflichsten Heere: so Carthago, so Venedig, so Holland zu den Zeiten seiner ersten Blüthe. Carthago ist nicht im Felde, Hannibal ist in Carthago selbst überwunden worden, und Scipio ist nicht durch seine Siege im Felde allein, sondern weil er Hannibal's Lebensbedingungen in Carthago erkannte, und seine Siege so einrichtete, dass sie diese Bedingungen durchschnitten, der Ueberwinder geblieben. Venedig ist nicht durch seine Heere, sondern nur durch das Misstrauen gegen seine Feldherrn durch Krieg in Unglück gekommen. Geldstaaten machen merkantile Eroberungen, in der Regel Colonisationen und Factoreianhalte, — und alle Eroberungen werden in strenger merkantiler Unterordnung gehalten.

F ü n f t e s K a p i t e l .

D i e F u r c h t .

„Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Dass bei dem grössten Uebel noch die Furcht
Vor fernerm Verlust ihm übrig bleibt.“
Göthe.

§. 1. Nur so lange, als der Mensch noch in völlig sinnlichem Zustande verharret, etwa bei einem Kinde, kann man sagen, ist ihm das sinnliche Leben das Höchste, — nur so lange, als er selbst noch kein Bewusstsein über seinen objectiven Inhalt gewonnen hat. Ist dieser objective Inhalt des Geistes für das Bewusstsein gewonnen, so erscheint er als geistiges Gut, und wo die Wahl eintritt zwischen dem Aufgeben der geistigen Güter, welche die Grundlage des ganzen geistigen Lebens bilden, und dem sinnlichen Leben selbst, wird sich die Wahl immer für das Aufgeben des sinnlichen Lebens entscheiden*). So bei dem religiösen Inhalt des Menschen, bei dem Glauben, bei der Vernunft, bei dem moralischen Inhalt, der sich als persönliche Ehre darstellt,

Die Furcht vor geistigem Unglück.

*) Nichts zeugt so sehr wider die moralische Tüchtigkeit unserer so civilisirten Zeit als die elende Liebe zum physischen Leben, die in tausend und aber tausend Erscheinungen zu Tage tritt; in dem sentimentalischen Gewimmer rationalistischer Juristen und Romanschreiber gegen die Todesstrafe; in dem Anathem, welches die Kreise der s. g. Gebildeten gegen jede in raschen, gewaltsamen Wendungen sich bewegende Handlungsweise und Volkssitte schleudern; u. s. w. „— Arma et equi (eis) ademti, jussique cauponias et ludicras artes et lenocinia exercere; et sic gens industria quondam potens et manu strenua, effeminata mollitie luxuriaque virtutem pristinam perdidit,“ sagt Justin von den Lydern. Man vergleiche die Deutschen, wie Pabst Pius II. sie schildert, mit den heutigen!

oder als Familien- und Stammehre. Lieber stirbt der Mensch, als dass er seinen Glauben, als dass er das, was er als Ehre ansieht, aufgibt, als dass er für Unvernunft erklärt, was ihm als ewige Vernunft erscheint; denn wenn er sinnlich vergeht, weiss er, lebt doch jene objective Grundlage, das eigentliche Ewige seines Daseins, dies lebt fort, ohne dass er sich davon lossagt hat, er lebt also in demselben ewig fort; wenn er sich davon lossagt, lebt es auch fort, aber als ein solches, wovon er nun verworfen ist. Dies Gefühl, ausgestossen, ausgeworfen zu sein aus den geistigen Reichen, die man gleichwohl als das einzige objective, höhere Leben achtet, — dies ist ein Gefühl, was noch kein Mensch ohne moralische Vernichtung ertragen hat; — und wenn es scheinbar ein Mensch erträgt, wenn er seinen Glauben verläugnet und doch moralisch weiter existirt, ist dies nur ein Zeichen, dass ihm dieser Glaube kein Glaube war, dass er eigentlich nichts verläugnet hat, — oder dass er überhaupt ein Mensch ohne irgend einen Glauben ist, ein solcher, der nichts verläugnen kann, weil er so elend arm in dem Bewusstsein von seinem Geiste ist, dass er nichts darin findet, was er verläugnen könnte.

Das zukünftige
Dasein als Wi-
derlage der Ge-
genwart.

§. 2. Die Furcht vor geistigem Unglück ist also immer nur die Furcht vor moralischer Vernichtung. Da nun aber in der Wirklichkeit tausend Fälle vorkommen, wo das, was einem Volke als mit Glauben, Vernunft und Ehre innig zusammenhängend erscheint, doch dem Einzelnen nicht so erscheint, weil er in der inneren dialectischen Entwicklung seines Wesens entweder noch nicht bis zu dem Punct gekommen ist,

auf welchem sich die Volksbildung festgestellt hat, oder weil er einen Schritt weiter gegangen, und zu einem Punct gekommen ist, auf welchem diese Volksbildung als ein Scheinwesen erscheint, — da so also sehr oft der Fall wiederkehrt, dass ein Einzelner das dem Volke Heilige leichtsinnig und von dem Standpuncte des Volkes aus sündhaft behandelt; so ist es nothwendig*), dass das ewige Dasein, die ewige Gestalt des Geistes, welche, wo sie im Gegensatz des getrübteren Zustandes des wirklichen Lebens gedacht wird, als Leben nach dem Tode erscheint, dass dieses ewige Dasein als frei gedacht wird von jenen anomalen Einzelheiten, dass man die Sache so fasst, dass dort

*) Das heisst hier zunächst: politisch nothwendig. Es versteht sich aber von selbst, dass dieser Gedanke auch anderweite geistige Nothwendigkeit hat. Die Sittlichkeit aller Völker ist durch den Glauben an eine ewige Gestalt und Bestimmung auch des subjectiven Geistes in der Art bedingt gewesen, dass, je lebhafter dieser Glaube aufgenommen und ausgebildet wurde, je mehr auch sittliche Energie das Denken und Handeln der Völker durchdrang. Wo man diesen Glauben in das Reich der Schatten umwandeln sieht, wo man also die Menschen, die Völker sich nur der Auffassung und Aneignung der wirklichen, sinnlichen Welt in ihrer losgerissenen Eigenthümlichkeit mit Energie zuneigen, und auf die Durchführung göttlicher Schemata ganz verzichten sieht, — ist das letzte Ende der Geschichte gewiss immer Schmutz und Koth. Es gehört deswegen auch das Vorhandensein eines priesterlichen Elementes zu den nothwendigen Bedingungen politischen Wohlseins; und das Vorhandensein und kräftige Vorhandensein eines solchen ist immer noch sehr verschieden von jener Caricatur des Priesterstaates, wo das priesterliche Element alles andere überwuchert, nach einem abstracten priesterlichen Maasse bestimmt, und zuletzt seine sinnlichen Interessen bestimmend sogar auf die Lehre und durch sie auf den Volksglauben wirken lässt.

nichts Heiliges ohne Strafe verletzt sein könne, dass dort also überhaupt dem Thun in dieser Welt erst seine wahre Zurechnung komme.

Wenn dies nun ein Zug reiner Intelligenz ist, der durch das Bewusstsein fast aller Völker hindurchgeht, dass die ewige, von den sinnlichen Zufälligkeiten freie Gestalt des vernünftigen Geistes erst die Lösung sei für das Räthsel der Gegenwart und ihrer Anomalieen; so werden dagegen diese Gestalt selbst und die That der Lösung, welche durch sie kommen soll, anders und anders gefasst, je nachdem ein Volk schon mehr sich der sinnlichen Vorstellungswelt entwunden hat und zu Gedanken gekommen ist, oder nicht.

Auch die Phantasieen des Heidenthums aber, welche jenem ewigen Zustande des Geistes eine Gestalt leihen, indem sie ihn als Leben nach dem Tode wieder als Analogon dieses Lebens, aber als das Urbild und die Vergeltung desselben construiren, als die eigentlich göttliche Weltordnung, auch diese Phantasieen sind immer ein Spiegelbild wieder der Gegenwart, und in sofern sind die Vorstellungen der einzelnen Völker von dem Zustande des Geistes nach dem Tode höchst verschieden.

In südlichen Ländern, wo alle körperliche Arbeit mehr degradirt, wo jede Anstrengung durch eine Art Ausersichgerathen oder Ausersichgetriebenwerden der Menschen vollbracht wird, erscheint Ruhe als der selige Zustand, und als der unseligste erscheint der solcher Thiere, die, stets ausser sich getrieben, nur zur Arbeit da sind. Hier trennt sich leicht der Zustand nach dem Tode in ein seliges Reich ruhiger,

in Gebetübung und himmlische Anbetung, in religiöse Begehung versenkter Geister und in ein unglückseliges Reich unterdrückter, ausgestossener Thiere. Dieses Seelenreich der Thierwelt erhält dann aber noch tausendfache Nuancen durch die religiöse Etiquette, welche wieder auf Priestersagen und Mythen ruht, und oft ein sonst geplagtes Thier als hoch- und gottgeehrt, ein sonst in Ruhe begriffenes als gottverworfen und unrein darstellt.

In nordischen Ländern dagegen, wo die Natur zur Thätigkeit herausfordert, und durch die Thätigkeit die Individuen zu dauernder, ja, zuletzt zu angeborener Energie stählt, hier tritt die Vorstellung des seligen und unseligen Zustandes nicht als Gegensatz himmlischer Ruhe und bestialischen Geplagtseins hervor, sondern als Gegensatz höherer Arbeit und niederer ekelhafter; der Tüchtige führt ein Heldenleben, der Untüchtige ist zu niedrigem Dienst, der Schelm zu ekelhafter Molchsgesellschaft, zum Waten in Schlammgeheißer verurtheilt.

In sofern bildet also auch die sinnliche Vorstellung von dem jenseitigen Leben eine Widerlage der Gegenwart. Auf das Ergriffensein von diesen sinnlichen Phantasieen, welche nun die Vorstellungen moralischer Tüchtigkeit und moralischer Vernichtung in diesem Leben begleiten als Belohnung und Strafe in jenem Leben, ist die ganze Herrschaft der Priester gebaut, denn in diesen Phantasieen findet die Furcht vor geistigem Unglück das Terrän der Aengstigung, welche Aengstigung an die Stelle des einfachen Gefühls der moralischen Vernichtung, des Verlumptseins

tritt, und die Furcht vor geistigem Unglück ist der mächtigste Hebel priesterlicher Herrschaft*).

Bedingung geistiger Furcht unabänderlich stetig - Verhältnisse. Bestimmtheit im Innern. Kasten.

§. 3. Die Anwendung des Hebels besteht darin, dass Menschen sich als Repräsentanten der reinen oder überhaupt höheren Intelligenz hinstellen, denn ohne einen solchen Repräsentanten würde gar keine bestimmte Rückwirkung des Todtenreiches auf das lebendige Reich statt haben, indem jeder sich sagte: man muss eben erwarten, was in Beziehung auf das Subject kömmt! — Jeder weiss überdies, wie in ihm auch das von einem gewissen, der öffentlichen Bildung zu Grunde liegenden, Standpuncte aus schlecht Erscheinende doch entstanden ist, und deshalb entschuldigt sich jeder leicht. Diese Entschuldigung aber ist eine bloß subjective; über ihre objective Gültigkeit waltet Zweifel ob, den nur der beruhigend entscheiden kann, dem eine Einsicht in das objective Wesen des Geistes vergönnt ist. Diese Einsicht wird als Attribut der Priester präsumirt; die Priester sind so die Richter zwischen dieser und der anderen Welt. Sie entscheiden, ob eine That absolut geistig verdammt, oder ob sie noch eine geistige Rechtfertigung zulässt, und in letzterem Falle bestimmen sie die Bussen, welche, wenn noch eine Rechtfertigung statthaft ist, doch den Fehler aufwiegen, die Verletzung der reinen Gestalt des Gei-

*) Als die moderne, im Schoosse des Christenthums ausgebildete, Hierarchie das Bedürfniss eines solchen Hebels fühlte, ihn aber in der reinen, christlichen Lehre von der Heilsordnung und vom Weltgericht in der Art, wie sie zu ihren Zwecken eines solchen bedurfte, nicht fand, bildete sie die sinnlichen Vorstellungen vom Fegefeuer und von dem Einfluss priesterlicher Handlungen auf die Qualen desselben aus.

stes repariren sollen. Sie sprechen das Selig! oder Unselig! das Busshafte und den Grad der Busshaftigkeit aus.

Sind sie aber so Repräsentanten der göttlichen Ordnung auf dieser Welt, und halten sie dieselbe aufrecht, so müssen sie, um über die Schuld urtheilen zu können, auch über die Regel urtheilen; bei ihnen ist das Gesetz des Lebens, des politischen, moralischen, religiösen, kurz, des ganzen Lebens, sie kennen die göttliche Ordnung der Dinge.

Wird ein Theil des Lebens als weltlich erkannt und ausser dem priesterlichen Bereich gestellt, so ist dieser einer lebendigen Fortentwicklung fähig; ja, wir gestehen sogar der Religion selbst eine folgerechte Durchbildung und Entwicklung in sich, wir gestehen eine Läuterung und stets fortgehende Verklärung der Lehre und Kirche, also eine Bewegung, einen Process zu, welcher sogar unmittelbar in der successiven Offenbarung der drei Personen der Gottheit angedeutet ist. Wollten aber die Priester eines Priestervolkes in ihren Verhältnissen einen solchen Process zugestehen, so würde das Volk, welches von wissenschaftlicher Bewegung keine Vorstellung haben kann, urtheilen: Wie? gestern war dies der göttlichen Ordnung gemäss? und heute nicht? Wo bleibt da die ewige Gestalt des Geistes?

Eben also, weil der Geist in sinnliche Formen gefasst, und an diese Formen derselbe Anspruch, wie an den Geist, mit welchem sie verwechselt werden, gethan wird, der nämlich der Stätigkeit und Gleichheit in sich, — eben deshalb ist mit der Politik einer

Priesterherrschaft nothwendig dies verbunden, dass alle vom Priesterstand aus als göttlich gegebene Regelungen auch unabänderlich dastehen, dass jede Aenderung als eine Verletzung des Heiligen, als eine Sünde gefasst wird. Darauf beruht die Achtung, beruht die Furcht des Volkes.

Nun giebt es aber keinen grösseren und mächtigeren Feind der Achtung vor Positivem, als räsonnrendes Vergleichen des Bestehenden unter sich und mit anderem. Ein Mann, der Kaufmann gewesen ist und nun Landbauer wird, sieht den Landbau mit ganz anderen Augen an, als wer immer Landbauer war; er wird von seinem Standpunct der Vergleichung mit ganz anderen Erfahrungen gar manches eingelebte anders gestalten wollen, und so ein weit freieres, wenn auch in der Regel falsches, doch zuweilen auch, wenigstens in Rücksicht auf momentanen Vortheil, richtigeres Urtheil geltend machen. Ein solches freies, vollends gar ein durch den momentanen Augenschein als richtig unterstütztes Urtheil ist überall die erste Quelle der Unzufriedenheit mit Bestehendem; — diese ganze Reihe aber von Reflexionen wird abgeschnitten, diese Quelle des Tadels, der im Priesterstaat am Ende göttliche Einrichtungen wankend machte, wird verstopft, wenn man jeden auf einen engen und einzelnen Kreis beschränkt, wenn man ihm gar keine Gelegenheit gewährt, seinen Gesichtskreis zu erweitern, und ihn vielmehr antreibt, die Tüchtigkeit in der vortrefflichen Herstellung eben des bornirten einzelnen, ihm göttlich überwiesenen zu suchen. Diese bleibende Bestimmtheit einzelner Verhältnisse und Arbeitskreise aber

im Staat und die strenge Verweisung der Individuen in diese Kreise hinein machen eben die Kastenverfassung aus, die, wie es scheint, ganz unabhängig von einander mehrere Völker, bei denen sich eine Priesterherrschaft herstellte, entwickelt haben, ebenso folgerecht entwickelt haben, wie eine Demokratie die Verantwortlichkeit und Absetzbarkeit aller Behörden entwickelt.

§. 4. Der so etablierten Priesterherrschaft und Kastenverfassung droht ausser der durch Beweglichkeit der Verhältnisse im Inneren geweckten vergleichenden Reflexion auch dieselbe geistige Thätigkeit, aber durch Vergleichung mit der Sitte des Auslandes geweckt. Die Frage liegt sehr nahe, wenn das hier, in diesem Lande, so ist und wo anders so, — wie kann das unmittelbar Ausfluss desselben ewigen Geistes, wie kann das eine Bestimmung Gottes sein? Diese Frage erhält aber ein doppeltes Gewicht, wenn das Einzelne in Vergleichung Gezogene im Ausland etwa vortrefflicher sein sollte, zweckmässiger.

Nothwendigkeit der Abgeschlossenheit nach aussen. Religiöse Sitten.

Gegen diese Art der Vergleichung schützt nur zweierlei: Stolz nämlich und Abschliessung. Stolz, in wiefern der Glaube genährt wird, das Volk sei ein besonders heiliges, und seine Institute seien vorzugsweise vor denen anderer Völker göttliche. Der Stolz hindert dann auch einen innigeren Verkehr. Abschliessung, geradezu durch religiöse Gebote und Sitten. Gebote, wie etwa das Verbot, fremde Sprachen zu lernen; das Verbot, wenn man durch Zufall in's Ausland gekommen ist, zurückzukehren; das Verbot, Schifffahrt zu treiben; u. s. w. Sitten: nicht mit Frem-

den zu essen; alles von Fremden gebrauchte Geschirr für unrein zu erklären u. s. w.

So wirkt die geistige Furcht zu Erziehung und Ausbildung eines Systemes von Schranken, was seine Riegel bis in die innersten Gemächer des Hauses, bis in Küche und Keller, ja, bis in's Ehebett hereinzieht, und den Einzelnen gewöhnt, überall die religiöse Etiquette zu beobachten — die religiöse Etiquette für so nothwendig zum Dasein zu halten, wie die umgebende atmosphärische Luft.

Dass kein Staat, der auf anderen Grundlagen ruht, dies Element sehr wuchern lassen darf, wenn er ihm nicht zur Beute werden, oder wenigstens in die härtesten Kämpfe verwickelt werden will, ist klar, allein dass, wenn man einmal einen Priesterstand, und zwar einen geachteten, will, man bis auf einen gewissen Grad bei Priesterstaaten in die Schule gehen muss, wie man für die Gestaltung des bürgerlichen Gewerbes bei Merkantilstaaten in die Schule gehen muss, ist doch nicht zu läugnen.

S e c h s t e s K a p i t e l .

D i e A n s i c h t .

„Schaue alle Werke des Höchsten: so sind immer zwei wider zwei, und eines wider das andere geordnet.“

Sirach.

Character der
Ideokratie. Fa-
natismus.

§. 1. Es ist unmöglich, dass die ruhige Ansicht gesellschaftlicher Verhältnisse, in wiefern sie etwa hier oder da von den durch historisch erwachsene, natürlich gegebene Elemente ausgebildetem und festgestelltem Zustande abweicht, dass diese ruhige Ansicht je

dazu kömmt, diesen historisch erwachsenen, natürlich gegebenen Elementen entgegen eine Staatsbildung durchzuführen, welche blos von einem Satze der Ansicht, nicht von einem natürlichen Bedürfniss gegeben wäre. Es müsste denn sein, dass ein Meinungsprincip, dass eine Ansicht selbst zuvor natürliches Princip, dass es Lebensbedingung, — nicht etwa eines Menschen, sondern so vieler Individuen würde, dass diese in der Wahrnehmung dieses neuen Lebensbedürfnisses Eini- gung genug fänden, um in der Gesellschaft die Mäch- tigeren, die Bestimmenden zu werden.

Dies Verhalten aber der Menschen, in welchem ihnen die Geltendmachung einer Ansicht, die nicht un- mittelbar mit einem von der Natur gegebenen Bedürf- niss zusammenhängt, doch selbst als ein so mächtiges Bedürfniss, als eine so wesentliche Lebensbedingung erscheint, dass sie an diese Geltendmachung ihr eige- nes Leben und alles, was sie ausserdem haben, setzen, dass sie andere, die sich gegen diese Ansicht gleich- gültig verhalten oder gar ihrer Geltendmachung Hin- dernisse entgegensetzen, für des Lebens gar nicht würdig; ihre Ausrottung oder Unterdrückung für ein löbliches Werk halten, — dies Verhalten ist es, was man als Fanatismus bezeichnet, und es ist das Cha- racteristische des Fanatismus, dass das ganze Leben, alle seine Forderungen, Bedürfnisse und Einrichtun- gen durch denselben Einer dominirenden An- sicht zum Opfer gebracht wird. Einseitigkeit, Con- sequenz in der Ableitung der Folgerungen aus dem Hauptsatz und Härte, Rücksichtslosigkeit bei der Durchführung dieser Consequenzen im Leben, dies sind allezeit die Attribute eines fanatischen Zustandes.

Da wir nun mit dem Namen der Ideokratie einen Staat bezeichnet haben, in welchem, wie überhaupt in den elementarischen Staaten, ein Element das dominirende, und zwar eine Ansicht das dominirende Element ist; so ist die einfache erste Folge, die sich aus Obigem für den Character der Ideokratie ergibt, diese, dass sie ohne Fanatismus sowohl hinsichtlich ihres Ursprunges als hinsichtlich ihres Lebensbestandes undenkbar sei: denn wenn es auch vorgekommen ist, dass nach der Gründung eines Staates durch fanatische Auffassung dann der Fanatismus verschwand, und gleichwohl die durch den Fanatismus gegründete Staatsform noch eine Zeit lang fortbestand; so besteht hier gleichwohl die Ideokratie nur zum Schein weiter, und in eben dem Maasse, als der Fanatismus nur einen Schritt breit nachlässt, drängen sich auch die natürlichen Bedürfnisse, Rücksichten und Elemente des Lebens wieder als bestimmenden Einfluss habend auf, schwindet also die eigenthümliche Erfüllung der Ideokratie.

Es hat inzwischen die Ideokratie noch eine andere Entwicklung als diese rein negative, wo sie in sich zusammenschwindet und anderen Staatselementen Raum gewährt, — sie hat eine positive, in welcher sie sich selbst aufhebt. Eine Ansicht nämlich, welche fanatisch geltend gemacht wird, ist allezeit wenigstens nach Einer Seite hin ganz abstracter Natur; indem man nun die Folgesätze der Ansicht aufnimmt und geltend macht, wendet man sich entweder dazu, den abstracten Character der Ansicht durch die Anerkennung der Wirklichkeit, concreter Gefühle, Bedürfnisse, Mächte aufzuheben, also den Fanatismus zu brechen, die ein-

seitige Domination der Ansicht zu verhindern, — davon ist eben gesprochen worden; oder man wendet sich dazu, gerade die abstracte Seite der Ansicht hervorzuheben, und dann steigert man die Schärfe, die Einseitigkeit der Ansicht, man spitzt sie gewissermassen zu, und treibt sie auf einen Punct, wo sie in ihr Gegentheil umschlägt.

So hat sich die jüdische Verfassung nach der ersten Unterdrückung durch die Römer rein ideokratisch entwickelt, und der dominirende politische Gedanke der politischen Einheit des von Gott auserwählten Volkes hat in seinen Folgerungen dahin geführt, dass immer weniger sich als die ächten Repräsentanten dieses Einen Volkes ansehen konnten, dass ein Theil desselben nach dem andern als unrein und unwürdig ausgestossen oder gleichgültig abgetrennt wurde, bis zuletzt der kleine fanatisch übrig bleibende Rest in Jerusalem und Masada von den Römern im eigentlichsten Sinne ausgerottet wurde, oder sich selbst ausrottete.

So hat die französische Revolution sich während des ersten Abschnittes ihrer Dauer ganz ideokratisch entwickelt. Nämlich vis-à-vis theoretischer Forderungen, deren Grundlage die Annahme gewisser unveräusserlicher Rechte der Menschen bildete, vis-à-vis also einer Ansicht, zeigte sich zuerst die dieser Ansicht nach Statt habende Unheilbarkeit des alten, aber von gar manchen äusserlichen Mächten vertheidigten Zustandes, und zwischen den Vertretern der neu auftretenden Ansicht und den Vertretern des früheren Zustandes entspann sich ein fanatischer Kampf. In diesem Kampfe stellte die revolutionäre Partei Prin-

cipien auf über Staatenbildung ihrer Ansicht gemäss, zog Folgerungen daraus, machte sie geltend, und brachte endlich die Vertreter des alten Zustandes, anfangs also vornämlich den König, dahin, jene Principien anzuerkennen. Durch die Discussionen aber über diese Principien hatte sich die Ansicht abstracter ausgebildet, und war in dieser abstracteren Weise von dem eifrigsten Theile der revolutionären Partei aufgenommen worden. Während anfangs also das Volk im Allgemeinen eine menschlich gleichere Behandlung, eine grössere Beschränkung königlicher Willkühr und bessere Geldwirthschaft verlangte, und die Assemblée constituante als Repräsentantin dieser ersten Volksansicht auftrat, bildete sich eben durch die Anregungen der Unterhandlungen dieser Assemblée die Ansicht schärfer aus: Die Menschen seien gleichberechtigt und folglich gleichfrei, und das Königthum sei ein menschlich unwürdiger Zustand. Vis-à-vis dieser Zuspitzung, welche nun die Ansicht erhalten hatte, erschienen die Zugeständnisse des Königs als Nichts, erschienen die Mitglieder der ersten Versammlung, welche diese Zugeständnisse erzwungen hatten, selbst als genügsam, und gewissermassen als Vertreter eines unleidlichen, mit althergebrachten Verhältnissen behangenen Zustandes. Die neue, abstractere Ansicht schuf sich ein Organ an dem Jacobinerbund, und entwickelte nun einen solchen Einfluss, dass das Königthum und Alles, was irgend als Modification der Gleichheit erscheinen konnte, vor ihr zu Boden sanken. Die Vertheidiger des vorher herrschenden, noch nicht so abstracten Zustandes, wurden ebenso, wie die Vertheidiger des ganz alten Zustandes, mit

Feuer und Schwert verfolgt. Aber indem dieser Zustand der Gleichheit unendliche Interessen verletzte, und deshalb mit unendlicher Energie vertheidigt werden musste, wenn er überhaupt siegen sollte, hatte sich in den Discussionen zu dessen Herstellung abermals die Ansicht abstracter zugespitzt, man machte nämlich zu der Forderung der Egalité der Einzelnen die Forderung der Union des doch bloß historisch gebildeten Ganzen und die Forderung der Vertu, d. h. der Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen für dieses Ganze, hinzu. Dieser Forderung der Union fielen nun die, welche vorzüglich den republicanischen Zustand gegen die Vertreter der beschränkten Monarchie durchgekämpft hatten, fielen die Girondisten zum Opfer.

Sollte diese Union nicht bloß ein leeres Wort sein, so musste man ein Mittel haben zu allgemeinen Einrichtungen, welche eben das Gemeinwesen, die Union, zu etwas Concretem machten, zu gelangen. Dies Mittel war aber nach der Egalisirung der Einzelnen nur noch die Ansicht der Majorität; die Vertu bestand also darin, unbedingt das zu thun und zu denken, was die Majorität des Volkes, d. h. der Rest der Jacobiner, welcher nun auch die Cordeliers aufzehrte, und als die einzige durch ganz Frankreich gehende gleichgesinnte Verbindung das Volk in Masse leitete, verlangte.

Als nun aber diese eine Verbindung immer mehr nur als Organ eines Mannes, Robespierre's, erschien, weil das Volk sich durch eine gewisse Consequenz seiner Ansicht imponiren liess, und die Ge-

fahr, die mit dem Widerspruch Einzelner verbunden war, alle freie Discussion verstummen machte, sahen sich gerade die, welche an Energie Robespierre am nächsten kamen, auch in ihrer Ansicht ihn am weitesten begleitet hatten, aber nun fürchteten, nicht mehr als Vertueux zu gelten, am meisten gefährdet, und so unterlag plötzlich der Vertreter der Egalité, Union und Vertu! er unterlag der von ihm so unendlich berechtigten Majorität, d. h. am Ende der grössten physischen Kraft. So hatte die erste dialectische Reihe der französischen Staatsformen in der Revolution gerade zu dem Entgegengesetzten von dem geführt, was man gewollt hatte, statt der Herrschaft menschlich wohlwollender, Freiheit gewährender Theorie hatte man Tyrannei der physischen Kraft gewonnen gehabt.

Dies also bildet den wesentlichen Character der Ideokratie, (die übrigens des verschiedenartigsten Inhalts fähig ist), Fanatismus und Hinarbeiten in der Verfassung auf eine abstracte Spitze. Keine Ideokratie ist deshalb von Dauer, als wo diesem Gange innerer Entwicklung Hindernisse entgegengesetzt werden, so dass er nicht so rasch in sich verlaufen kann. Nur ist die Natur der Ideokratie wieder so, dass Hindernisse zuweilen den Fanatismus steigern und die Entwicklung beschleunigen.

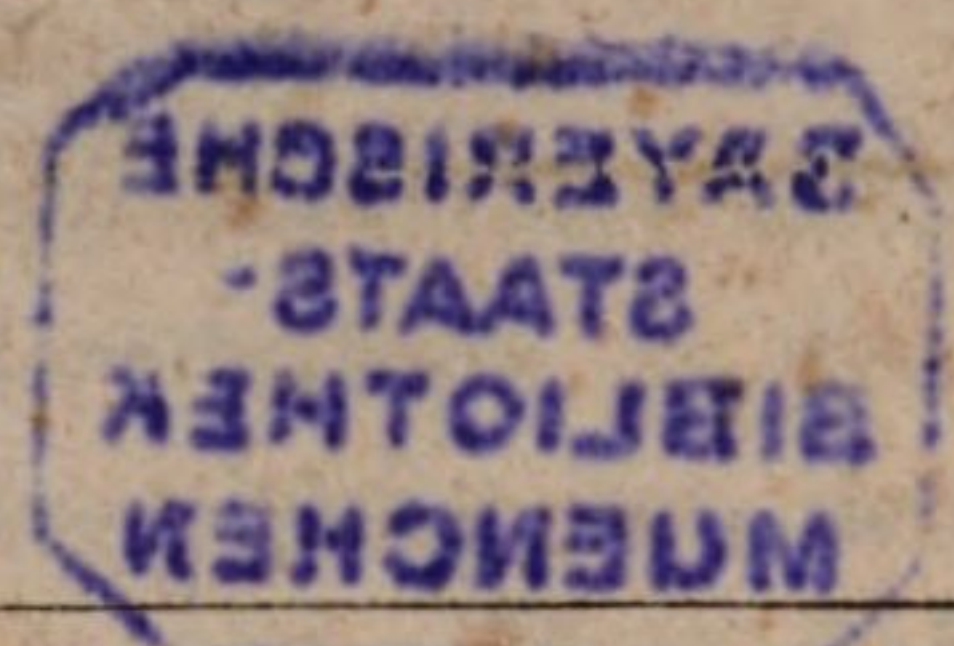
Ursprung der
Ideokratie.

§. 2. Etwas natürlich Erwachsenen ist die Ideokratie nie. Sie entsteht, wenn andere natürliche Elemente Verschränkungen bilden, und dadurch die Befriedigung eines natürlich erwachsenen Staatsbedürfnisses hindern. Dann bildet sich im Gegensatz des hindernden

bestehenden Zustandes einerseits das nicht gestillte Bedürfniss, und anderseits die den Schranken entgegen-tretende Theorie aus. Keine Theorie hat eine solche Macht, einen Staat trotz hemmender natürlich erwachsener Verhältnisse zu gründen, es sei denn, sie werde durch ein wahres Bedürfniss unterstützt. Der schlechte Haushalt war in Frankreich dieses Bedürfniss.



posthume Zustand, einstens das nicht möglich ist.
Gefahren, und andererseits die durch den Tod
entstandene Lücke auszufüllen. Dieser Versuch hat sich
nicht, einen Teil trotz mannigfachen Hindernissen
erfolgreich vollziehen zu können, so wird durch die
Stärke durch ein solches Bedürfnis unterstützt. Der
schlechte Zustand der in Betracht kommenden Bücher



Gedruckt bei W. Plötz in Halle.



Zettler.

Leo, Heinrich,

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates

Bd.: 1

Halle 1833

Pol.g. 495 w-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769688-2